



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Hanswurst. Provenienzen und Perspektiven“

Verfasser

Mag.phil. David Krych

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 317

Studienrichtung lt. Studienblatt: Theater-, Film- und Medienwissenschaft

Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Stefan Hulfeld

INHALT

Ein Wort davor – Hanswurst, „Lustige Person“ und „Importprodukt“?	4
 PROVENIENZEN VON HANSWURST	 7
 Hans – Etymologie / Genealogie	
Von ‚hans myst‘ über ‚Hans Mist‘ zu ‚Hans Worst‘	10
Ein Appellativ sondergleichen	15
Eine teuflische Verwandtschaft	21
 Wurst – Groteskes Körperkonzept	
Die drei Würste des Hans	36
Ein körperliches Drama	42
 Hanswurst – Lebenstheater & Theaterspiel, eine Frage der Identitäten	
Hansz Blutwurst, Hansz Leberwurst & Peter Leberwurst	45
 Zwischenthesen	 54
 PERSPEKTIVEN AUF HANSWURST	 58
 Machttheoretisch	
Herr und Knecht in einer Figur – Hanswurst und der Zyklus der Arbeit	59
 Psychoanalytisch	
Ein Figurationsprinzip für das Unbewusste	68
 Spieltheoretisch	
Joker – Wann ist der Wert schon was wert?	74
 Ein Wort danach	 79
 Bibliografie	 80

Ein Wort davor – Hanswurst, „Lustige Person“ und „Importprodukt“?

In der von Beatrix Müller-Kampel auf den ersten Blick breit angelegten Studie *Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert* beklagt sich die Autorin zu Beginn über die bisherigen Forschungen zu Hanswurst und dem sogenannten „Alt-Wiener Lachtheater“: „Sie taugen, um es überspitzt zu formulieren, weder zur historiographischen Ausleuchtung dieses Theaters unter dem (ohnehin schiefen) Blickwinkel der Deutschsprachigkeit noch zur Deskription ihrer intrakulturellen Voraussetzungen und Zusammenhänge.“¹ Dabei beschwert sich Müller-Kampel über die Marginalisierung einerseits und das Zuschreiben einer Subversität andererseits, was hinsichtlich einer Hanswurst-Figur im Zuge solcher Forschungen bisher stattfand; dem möchte die Autorin ein Ende setzen.² Mag diese Einschätzung auch stimmen, so stellt sich nichtsdestotrotz die Frage, ob mit dem Begriff „Spaßtheater“ und der Bezeichnung eines Hanswurst als „Lustige Person“³ eine Alternative zu den von Müller-Kampel als ungenügend postulierten Forschungsarbeiten aufgezeigt wird. Was nun die „historiografische Ausleuchtung“ betrifft, kann sich die Autorin, überspitzt formuliert, im gewissen Grad ebenso in die Reihe der „schiefen Blickwinkel“ stellen: „Der Name Hanswurst ist älter als der Bühnentypus“⁴, ist die letzte Begründung dieser Figur, die dann plötzlich auf dem *Narrenschiff* auftaucht, fast ein halbes Jahrhundert später bei Luther und im nächsten Satz über 150 Jahre später bei Josef Anton Stranitzky.⁵ Die Fülle an Material, die die Autorin ab ihrer Beschäftigung mit Stranitzky ausfindig macht und bewältigt, ist nicht zu schmälern, und gehört auch wertgeschätzt. Jedoch lässt der kurze Streifzug von 200 Jahren mit der Endstation Wien, das knapp 800 Kilometer entfernt vom Ausgangspunkt liegt, auf einigen wenigen Zeilen so manche Fragen offen, deren Relevanz in keinem Verhältnis zu dem dargelegten Urteil steht. Mit eben diesem grauen, scheinbar undurchsichtigen und allzu schnell abgehandelten *Chronotopos*, den darin auftretenden Figuren und Kontexten, beschäftigt sich die vorliegende Arbeit. Diese Gedankenfolge stellt auch den Bezug zu der zentralen Frage her, ab wann und unter welchen Bedingungen ein Hanswurst als „Bühnentypus“ gelten kann. Sofern sich dieser auf jene Theaterformen und theatrale Praktiken bezieht, die vor allem innerhalb einer institutionalisierten und/oder literarisierten Rahmung stattfinden, dann trifft das Urteil, dass der Name älter als der Bühnentypus ist, für eine unermessliche Vielzahl an Theaterfiguren zu. Verbleibt man bei dieser Erkenntnis, ohne weiter nachzufragen, ohne den einen oder anderen

¹ Müller-Kampel, Beatrix, *Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert*, Paderborn: Schöningh 2003, S. 26.

² Vgl. ebd., S. 21ff.

³ Ebd., S. 20.

⁴ Ebd., S. 11.

⁵ Vgl. ebd., S. 11.

zeitlichen Schritt nach ‚hinten‘ zu setzen, ohne die dafür bedingende institutionelle und ästhetische Ein- und Umrahmung zu hinterfragen, dann ist unter Umständen nicht viel gewonnen, was zum Verständnis dieses Figurationsprinzips beitragen kann.

Dementsprechend wird hier eine alternative Richtung verfolgt, die im Hintergrund der Arbeit steht, dass nicht nur der Name älter als der „Bühnentypus“ ist, sondern die Hanswurst-Figur selbst. Damit wird auch versucht diverse Ausschlüsse zu vermeiden, die ebendort auftreten, wo allzu schnelle historische oder historiografische Kurzschlüsse stattfinden. Denn es ist zunächst verdächtig, mit welchen sprachlichen Formulierungen diese Figur in einer großen Anzahl an Diskursen beladen wurde und auch wird. Diese zumeist Negativbesetzungen hinsichtlich einer Hanswurst-Figur deuten auf moralische und gesellschaftliche Normvorstellungen hin, die zunächst Ausschlüsse generieren, dann in weiterer Folge in ein soziales System wieder mit bestimmten Zuschreibungen und Wertungen – sei es eben über Marginalisierung („Lustige Person“), sei es über Subversion – integriert werden. Dies alles verweist auf bestimmte Tradierungen, die es genauer zu betrachten gilt.

Der Gestus, dem einem Hanswurst oder ähnlichen Figuren begegnet wird, unterliegt – und das trotz hehrer Ziele – einer gewissen theaterhistoriografischen Tradition: Hanswurst als „Schauschneider und Diener“⁶, als „Narr und Galgenstrick“⁷, als „Frauensammler und Sexualphantast“⁸ oder als „Zankteufel, Raubbold und Leichenschänder“⁹. Rudolf Münz fasst diese Zuschreibungen und Kategorisierungen hinsichtlich solcher Figuren prägnant zusammen:

„So waren sie ihrem Wesen nach verdächtige, suspekte Erscheinungen. Geistig Verwirrte, Gauner, Räuber, Narren, insomma: Störenfriede der Gemeinschaft, die fortwährend »Reformen« ausgesetzt waren, in deren Gefolge sie zu »Charakteren«, zu »Dienern«, »Kellnern«, »Sauschneidern« *dieser Welt* wurden: *Arlecchino als Diener zweier Herren* ist das Modell dafür.“¹⁰

Die kommentarlose Übertragung von reformatorischen Bewegungen hinsichtlich theatraler Praktiken in historiografischen Forschungen und die damit implizite ontologische Behauptung, dass solche Figuren *per se* Diener oder Sauschneider waren, ermöglichen zwar ein geschlossenes historisches Narrativ, verkennen jedoch die Vielschichtigkeit, die Parallelitäten von Geschichten, die es gerade in Bezug auf eine Hanswurst-Figur fragwürdig erscheinen lassen, ob diese schon immer eine „Lustige Person“ war. Dabei referieren bereits diese Zuschreibungen – vom „Sauschneider“ bis zum „Leichenschänder“ – auf bestimmte historiographische Suchrichtungen, die jedoch zu großen Teilen unberücksichtigt bleiben.

⁶ Vgl. ebd., S. 88ff.

⁷ Vgl. ebd., S. 91ff.

⁸ Vgl. ebd., S. 102ff.

⁹ Vgl. ebd., S. 115ff.

¹⁰ Münz, Rudolf, „Commedia Italiana“, in: Münz, Rudolf, *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*, mit einem einführenden Vorwort von Gerda Baumbach, hrsg. v. Gisbert Amm, Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf 1998, S. 141-153, hier: S. 150.

Müller-Kampels Verweis auf die sprichwörtliche Verwendung von Hanswurst findet sich auch schon in Helmut Aspers großer Studie *Hanswurst. Studien zum Lustigmacher auf der Berufsschauspielerbühne in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert*. Asper geht sogar noch weiter und führt diese Figur mitunter auf die sprichwörtliche Verwendung zurück, spricht in diesem Zusammenhang englischen Wandertruppen dieser zu:

„Bei ihnen [, den englischen Komödianten, D.K.] lassen sich sehr früh bereits Belege für Hanswurst finden, die eindeutig eine lustige Person meinen. Man darf kaum annehmen, daß den englischen Komödianten die Schriften Brants und Luthers bekannt waren, eher muß man daran denken, daß sie diesen sicherlich verbreiteten Spottnamen aufgegriffen und ihrer komischen Person beilegte, deren redende englische Namen in Deutschland nicht verstanden wurden.“¹¹

Hier nun zeigt sich eine weitere Form einer besonderen theaterhistoriografischen Tradierung, der Konstruktion eines fragwürdigen historischen Narrativs, die zwar bei Asper nicht in solch einer radikalen Weise stattfindet, aber einer Tendenz unterliegt, die sich in Erika Fischer-Lichtes *Kurze Geschichte des deutschen Theaters* aus dem Jahr 1993 noch deutlicher manifestiert:

„Von sporadischen Gastspielen im 16. Jahrhundert bereits präludiert, fielen um die Jahrhundertwende und in den ersten Dekaden des neuen Jahrhunderts ganze Scharen von Komödianten auf den Kontinent ein. Wandertruppen aus Italien und England, aus Frankreich und den Niederlanden zogen quer durch Europa und schlugen [...] überall ihre Bühnen auf.“¹²

Rudolf Münz kommentiert die Bedingung für diese historische Beurteilung mit genügend Ironie, „dass die Deutschen – offenbar zu blöd für entsprechende eigenständige Aktivitäten – ausländischer Importe bedurften“¹³ und fragt in weiterer Folge: „Wenn aber, so darf man fragen, Italiener, Franzosen und Niederländer – vergleichbar der Vogelgrippe – »in Scharen« auf »den Kontinent einfielen«, wo um alles in der Welt kamen sie her?“¹⁴

Mit diesem Komplex hinsichtlich der Hanswurst-Figur beschäftigt sich die vorliegende Arbeit in zwei Teilen: von einem historiografischen Standpunkt („Provenienzen von Hanswurst“), der zunächst zu einer grundlegenden Frage führt, was es überhaupt bedeutet, wenn Hanswurst auf dem *Narrenschiff* auftaucht. In diesem Zusammenhang wird eine „Etymologie / Genealogie“ von Hans aufgezeigt, die eine Vielzahl von Verstrickungen zu ‚volkstümlichen‘, theatralen Praktiken offenbart. Damit rückt auch der Begriff der Wurst in den Fokus, der hinsichtlich seiner Vielschichtigkeit und Variabilität mit dem Bachtin’schen Konzept der Groteske in

¹¹ Asper, Helmut G., *Hanswurst. Studien zum Lustigmacher auf der Berufsschauspielerbühne in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert*, Emsdetten: Lechte 1980, S. 4ff.

¹² Fischer-Lichte, Erika, *Kurze Geschichte des deutschen Theaters* (UTB; 1667), Tübingen: Francke 1993, S. 60.

¹³ Münz, Rudolf, „Hallo Deutschland“, in: Baumbach, Gerda (Hrsg.), *Auf dem Weg nach Pomperlörel – Kritik »des« Theaters. Aufsätze* (Leipziger Beiträge zur Theatergeschichtsforschung, hrsg. v. Gerda Baumbach; 2), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 46-49, hier: S. 46.

¹⁴ Ebd., S. 47.

Verbindung gebracht wird („Wurst – Groteskes Körperkonzept“). Die in dieser Arbeit vertretene These, dass Hanswurst-Figuren schon vor dem „Einfall“ englischer Wandertruppen im deutschsprachigen Raum vorhanden waren, dass nicht nur der Name, sondern die Figur selbst älter ist als der „Bühnentypus“, führt notwendig zu der Unabwegbarkeit eines historischen Belegs („Hanswurst – Lebenstheater & Theaterspiel, eine Frage der Identitäten“), der zumindest mit einer Figur eindeutig geliefert werden kann und zwei weitere Figuren es als möglich erscheinen lassen, dass sie „Beziehungen zur alten *Lachkultur* unterhielten“¹⁵.

Da die Gewichtung der Arbeit auf historischen Bedingungen liegt, die es nur schwer zulassen, von einer reinen Hanswurst-Bühnenfigur auszugehen, und man sich damit in jenen Graubereich begibt, in dem von einer fixen Identität gar nicht die Rede sein kann, gilt es, „Perspektiven auf Hanswurst“ zu werfen, nämlich theoretische Perspektiven, die nach den strukturellen, gesellschaftlich-sozialen Bedingungen solch einer Figur fragen. Dies erfolgt auf einer „machttheoretischen“ – in Bezugnahme auf Georg Wilhelm Friedrich Hegels Ausführungen zum Herr-Knecht-Verhältnis sowie Hannah Arendts Arbeitsbegriff –, „psychoanalytischen“ – Sigmund Freuds Ausführungen zum Ubw-System (Unbewusst) – sowie „spieltheoretischen“ – mit der genaueren Untersuchung des Begriffs Joker – Ebene.

Die hier vorgelegten Ausführungen fordern nicht den Idealtypus eines Hanswurst ein, sondern versuchen jene Elemente, die mit dieser Figur in Verbindung gebracht werden können, einerseits hervorzuheben und andererseits zu kontextualisieren. Ob es jemals diese Figur mit all den hier geschilderten Ebenen gegeben hat, ist zu hinterfragen, jedoch kann davon ausgegangen werden, dass diese mit gewissen zeitlich beschränkten Schwerpunktsetzungen in und an einem Hanswurst auftauchten und auftauchen.

¹⁵ Münz, Rudolf, „Giullari nudi, Goliarden und »Freiheiten«“, in: Münz, Rudolf, *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*, mit einem einführenden Vorwort von Gerda Baumbach, hrsg. v. Gisbert Amm, Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf 1998, S. 104-140, hier: S. 129.

PROVENIENZEN VON HANSWURST

Mag der Begriff Etymologie mit einer Frage nach einem *arché* konnotiert sein – was sich in der selbstreferentiellen Anwendung zeigt, wenn sie als Wissenschaft vom Wirklichen, Wahren, Gewissen betrachtet wird –, so schließt dies jedoch nicht zureichend eine Pluralität von Ursprüngen sowie Parallelität von Wirklichkeiten und Wahrheiten aus, was der französische Sprachwissenschaftler Antoine Meillet komprimiert zum Ausdruck bringt: „La question qu’on pose vulgairement aux linguistes : «Quelle est l’origine d’un mot ?», n’a pas de sens précis.“¹⁶ Die Frage nach ‚dem‘ Ursprung ist dementsprechend hinfällig und auch unbeantwortbar, oder sie ist „kaum jemals abschliessend *beantwortbar*, und die möglichen Teilantworten sind für jedes Wort wieder völlig anders“¹⁷. Solch eine Problematik findet sich ebenso in dem von Jacques Derrida überführten Begriff der Iteration in einen philosophischen Kontext, nämlich dass mit jeder wiederholenden Verwendung eines Begriffs eine gewisse Bedeutungsverschiebung einhergeht, so dass wiederum aufgrund der Variationen und letztendlich Transformationen von Bedeutungen ebenso ‚der‘ Ursprung eines Begriffs nicht existiert.¹⁸

Dabei erweist sich auch die Frage nach der Verwendung gleichermaßen schwierig: Es ist kaum davon auszugehen, dass ein bestimmter Begriff nur *eine* Bedeutung bzw. *eine* eindeutige Konnotation und Referenz behält; dies gilt nicht nur für eine historische Dauer, sondern auch hinsichtlich einer Simultandarstellung, im Sinne einer Interpretation der Bloch’schen Figur der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“¹⁹. Wird diese Figur auf eine sprachliche Basis übertragen – somit auch selbstbezüglich zur Anwendung gebracht – zeigt sich bezüglich der geschilderten Thematik eine Kohärenz: Bedeutungen eines Begriffs sind kontextabhängig, d.h. es können parallel unterschiedliche Konnotationen vorherrschen, die jeweils von und in einem bestimmten Zusammenhang definiert werden. Dementsprechend kann ein Begriff auch über widersprüchliche Bedeutungen gleichzeitig verfügen, da diverse Kontexte auch gleichzeitig existieren können. Damit ist folglich die Frage verbunden, aus welcher Perspektive ein Begriff betrachtet wird. In diesen Überlegungen gewinnt die Vielschichtigkeit und Variabilität eines

¹⁶ Meillet, Antoine, *Linguistique historique et linguistique générale*, Paris: Champion 1975, S. 292.

¹⁷ Wachter, Rudolf, „Kapitel 1. Was ist Etymologie und wozu betreiben wir sie?“, in: Wachter, Rudolf, *Skriptum zur Vorlesung*, Universität Basel HS 2009, S. 2. In: http://klaphil.unibas.ch/fileadmin/klaphil/user_upload/redaktion/idg/Skripten/Skript_Etymologie/Skript-Etymologie-1.pdf, 25.04.2013.

¹⁸ Vgl. Derrida, Jacques, „Signatur, Ereignis, Kontext“, in: Engelmann, Peter (Hrsg.), *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen 1988, S. 291-314.

¹⁹ Vgl. Bloch, Ernst, *Erbschaft dieser Zeit. Band 4* (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 553), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1985, S. 104ff.

Begriffs hinsichtlich seiner Bedeutungen an Evidenz. Kann überhaupt eine Etymologie getrennt von einer Genealogie, d.h. „Ahnen- oder Stammbaumforschung“, betrieben werden? Da nicht ein ideeller Ursprungsgedanke im Vordergrund steht, sondern die Art und Weise, wie gewisse Disziplinierungen, Normierungen, Diskurse und Institutionen einen gewissen Zustand generieren. Folglich wird nicht nur der Sachverhalt selbst, sondern auch dessen Umgebung in die Untersuchung miteinbezogen.

In diesem Zusammenhang ist somit hinsichtlich der zu untersuchenden Figur eher von (historischen) „Provenienzen von Hanswurst“ zu sprechen, d.h. von Herkunft, in denen nach Verwendungen, Verschiebungen, Pluralität von Bedeutungen und den jeweiligen Kontexten gefragt wird – dies sowohl hinsichtlich des Namens Hans als auch des Begriffs Wurst. Dabei wird auf einer theoretischen Ebene die Verbindung zwischen dem Bachtin'schen Konzept des Grotesken und der Begriffskreation Hanswurst eine mögliche Interpretation dargelegt, die diesem Begriff bzw. dieser Figur mit allen relevanten Ebenen gerecht zu werden versucht. Hierbei sollen vor allem die gängigen Thesen der Marginalisierung einerseits und der Zentralisierung hinsichtlich einer Subversivität andererseits (bezüglich eines Hanswurst) widerlegt werden. In Bezug auf die konkreten Ausformungen werden drei Beispiele angeführt, welche die oft wiederholten Behauptungen über den Ursprung von Hanswurst – dieser sei von englischen Wandertruppen erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts kreiert worden – entkräften sollen.

HANS – ETYMOLOGIE / GENEALOGIE

Von ‚hans myst‘ über ‚Hans Mist‘ zu ‚Hans Worst‘

Die erste literarische Erwähnung von Hanswurst wird auf Sebastian Brants Moralsatire *Das Narrenschiff* aus dem Jahre 1494 zurückgeführt und gleichzeitig stillschweigend hingenommen.²⁰ Bereits dieser Kontext verrät, ohne einen genaueren Blick auf diese Figur zu werfen, vieles über die Haltung, die gegenüber einem Hanswurst eingenommen wurde, und gibt dementsprechend auch Indizien dafür, wo es nach diesem Hans bzw. solchen Hänsen zu suchen gelte. Bezeichnend ist die Tatsache, dass Michel Foucault in seinem Werk *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* (Orig.: *Histoire de la folie à l'âge classique*, 1961) das erste Kapitel der *Stultifera Navis* widmet.

Gewiss stellt das *Narrenschiff* eine literarisch-überspitzte Schöpfung dar, die auf bestimmte narrative Traditionen und Moden zurückgreift, doch enthält es ebenso Elemente von denkbaren Praktiken des Umgangs mit jenen, die eine Auffälligkeit – gemessen an einer sonst wie auch immer definierten Normalität – an den Tag legten, die als Wahnsinnige oder Unvernünftige bezeichnet wurden, bevor infrastrukturelle und institutionelle Lösungen – im Rückgriff auf die Leprosorien – „Formeln des Ausschlusses“²¹ definieren konnten: „Aber von all diesen fabulösen oder satirischen Schiffen hat nur das »Narrenschiff« wirklich existiert, denn diese Schiffe, die ihre geistesranke Fracht von einer Stadt zur anderen brachten, gab es wirklich. Es geschah oft, daß die Irren ein Wanderleben führten.“²² Ob dies in solch einer organisierten Weise erfolgte, bleibt zu bezweifeln, jedoch finden sich Verweise, die solcherart Lösungen als möglich erscheinen lassen²³, so dass allein dieses Denken darüber ein mögliches Problem, zumindest aus der Perspektive bestimmter Gesellschaftsgruppen, zum Ausdruck bringt. Eine Art des Denkens, die im Narren eine moralische, pädagogische und somit gesellschaftliche Gefahr sieht, wie sie der Psychiater Otto Mönkemöller beschreibt²⁴:

²⁰ Ohne hier eine Vielzahl von Publikationen aufzulisten, genügt es, wohl die bisher ausführlichste von Helmut Asper zu nennen, der außer diesem Verweis auf keine weitere Kontextualisierung eingeht. Vgl. Asper, *Hanswurst*, S. 2.

²¹ Foucault, Michel, *Gesellschaft und Wahnsinn. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, übersetzt v. Ulrich Köppen (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 39), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1973, S. 23 [Titel der Originalausgabe: *Histoire de la folie à l'âge classique*, Paris: Librairie 1961].

²² Ebd., S. 25.

²³ Vgl. ebd., S. 26f.

²⁴ Dabei können seine Ausführungen nicht in einer reflektierten Weise betrachtet werden, sondern stellen selbst eine Fortführung solch einer Tradition dar. Mönkemöller bezeichnet jene Pflegebedürftigen in Pflege- und Heilanstalten als „Schädlinge“ (für Gesellschaft und Wirtschaft) und führt sie in die Sammelbezeichnung „soziales Parasitentum“ über. Vgl. Mönkemöller, Otto, „Die Verwahrung Asozialer“, in: *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform*, 15, Heidelberg: Winter 1924, S. 277-308.

„Nach Brant wird Narr dann häufig als technischer Kunstaussdruck für die personifizierten moralischen Gebrechen und Fehler verwertet. Sehr bald macht man einen Unterschied zwischen dem physikalischen, dem leiblichen und dem moralischen Narren. [...] Während Torheit für gewöhnlich nur die Abwesenheit des Verstandes bezeichnet, ist ihr manchmal auch der Begriff der schweren Sünde mit untergemischt.“²⁵

Im *Narrenschiff* sieht Foucault womöglich „Pilgerschiffe, stark symbolische Schiffe mit Geisteskranken auf der Suche nach ihrer Vernunft“²⁶, und gibt dadurch einen Hinweis, wer diese Narren – und damit auch Hanswurst – waren, oder besser gesagt, wie sie von bestimmten Personengruppen betrachtet wurden: als Vernunftlose oder als all jene, die gewissen Sozial- wie Moralvorstellungen nicht entsprachen, d.h. Landstreicher, Bettler, ‚wirre Köpfe‘ – all jene, die als gesellschaftliche Randgruppen bezeichnet werden können, bei denen auch immer wieder gewisse Hänse in Erscheinung treten.

Mit dem *Narrenschiff* markiert Brant jedoch etwas, was für Foucault den Übertritt des Wahnsinnigen in das Universum der Sprache – und zwar nach den Regeln und Vorstellungen einer humanistischen Tradition – darstellt.²⁷ Dabei wird das Wahnsinnige als die Negation des Vernünftigen betrachtet – somit der Logik der Sprache unterworfen –, doch gleichzeitig wird damit vorausgesetzt, dass die Welt vernünftig sei, was eine folgenreiche Konsequenz nach sich zieht, wenn die Welt es nicht sein sollte. Gemäß dieses Falls wird der Wahnsinnige, in dem Fall der Narr, zur negierenden Negation:

„In den Narren- und Possenspielen gewinnt die Gestalt des Narren, des Toren und des Tropfs immer mehr an Bedeutung. Er ist nicht mehr einfach die vertraute und lächerliche Gestalt am Rande, sondern nimmt die Hauptrolle ein, als sei er im Besitz der Wahrheit, und spielt hier eine der Rollen, die der Wahnsinn in den Erzählungen und Satiren einnimmt, komplementäre und entgegengesetzte Rolle. Wenn der Wahnsinn jeden in eine Blindheit zieht, in der er sich verliert, verhilft der Wahnsinnige im Gegensatz dazu jedermann zu seiner Wahrheit; in der Komödie, wo jeder die anderen täuscht und sich selbst düpirt, spielt er die Komödie zweiten Grades, die Täuschung der Täuschung. Er sagt in seiner törichten Sprache, die kein Bild von Vernunft abgibt, die Worte der Vernunft, die im Komischen die Komödie entwirren [...].“²⁸

Der Narr ist damit nur dann der „verrückte, irrsinnige und überhaupt geisteskranke, an einer fixen idee leidende“²⁹ – wie die älteste schriftlich überlieferte Bedeutung dieses Begriffs lautet –, wenn es seine Umgebung nicht ist; stellt sich das Gegenteil heraus, dann ist es gerade der Narr der Weise. Allein in dieser Möglichkeit der paradoxalen oder dichotomen Gleichzeitigkeit – Negation/Akzeptanz, Falsifikation/Verifikation – zeigt sich einerseits das spielerische Potential

²⁵ Mönkemöller, Otto, *Narren und Toren in Satire, Sprichwort und Humor*, 2. Auflage, Halle a. d. Saale: Carl Marhold 1912, S. 9.

²⁶ Foucault, *Gesellschaft und Wahnsinn*, S. 27.

²⁷ Ebd., S. 48.

²⁸ Ebd., S. 31f.

²⁹ Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 13*, Leipzig: Hirzel 1854, Sp. 354.

solcher Figuren und andererseits die Problematik sich sprachlich, diskursiv ihnen zu nähern, ohne dass zugunsten einer der beiden Pole Partei ergriffen wird.

Doch wieder zurück auf das *Narrenschiff*. Hier erscheint in Anwesenheit von Betrügern jeglicher Art, Ehebrechern, Heuchlern – kurz: Personifikationen von Unvernunft und Fehlverhalten – im 76. Kapitel „Von grossem ruemen“ eine Gestalt, welche den Namen „hans myst“ trägt:

- 85 „Ich weiß noch eynen heysßt hans myst
Der will all welt des über reden
Er sy zû Norwegen vnd Schweden
Zû Alkeyr gsin vnd zû Granat
Vnd do der pfeffer wechßt vnd stat
Der doch nye kam so verr hyn vß
90 Hett syn müter do heym zû huß
yn pfannküch oder wüerst gebachen
Er hetts geschmeckt vnd høeren krachē
Des rûmens ist vff erd so vile
Das es zû zælen næm groß wile
95 Dann yedem narren das gebryst
Das er wil sin das er nit ist.“³⁰

In den Neuauflagen, die gemäß der oben zitierten Basler Ausgabe herausgegeben wurden, wird hans myst zu „Hans Mist“:

- 85 „ich weiß noch einen heißt Hans Mist,
der wil all welt des überreden,
er si zû Norwegen und Schweden,
zû Alkeir gsin und zû Granat
und do der pfeffer wechst und stat,
der doch nie kam so verr hinuß,
hett sin müter doheim zû huß
90 ein pfannküch oder wüerst gebachen,
er hets geschmeckt und hören krachen.
des rûmens ist uf erd so vil,
das es zû zælen næm groß wil,
dan iedem narren das gebrist,
95 das er will sin, das er nit ist.“³¹

Nur drei Jahre nach der Basler Ausgabe erscheint 1497 in Lübeck Hans van Ghetelens mittelniederdeutsche Übersetzung unter dem Titel *Dat Narrenschyp*. Hier nun wird hans myst bzw. Hans Mist zum so genannten „Hans Worst“:

³⁰ Brant, Sebastian, *Das Narrenschiff*, in: Sommer, Anton (Hrsg.), *Editiones Neolatinae Vol. 30. Jakobus Locher Philomusus 1471-1528. Stultifera Navis (1497). Mit Vergleichstexten von Jodocus Badius Ascensius: Navis Stultifera (1505). Sebastian Brand: Das Narrenschiff (1494). Alexander Barclay: The Ship oft he Fools (1509). Kapitel 41-100. 2. Band*, Wien: Paperback 2003, S. 213-290, hier S. 260.

³¹ Brant, Sebastian, *Das Narrenschiff. Nach der Erstaussage*, hrsg. v. Karl von Goedeke, Leipzig: Brockhaus 1872, S. 151.

- „Ik kenne noch eynen, de heth Hans Worst,
 De sued ghar hoghe over syne borst,
 De wyl alleman des maken wyß,
 He sy ghewest vor deme paradyß;
 105 He wyl yd bewysen myt vromden reden,
 He syn ghewest in Norwegen unde Sweden,
 To Alkeyr unde to Granad,
 Unde dar de peper wasset unde stad,
 De doch ne is so vern ghewst:
 110 Hadde ok syn moder ychtwelke gest,
 Eynen pannenkoken eder worst ghebacken,
 He heddes ghesmeckt edder horen kracken,
 Der narren ist nu so viele up erden,
 Wyllen syn, dat se nummer werden,
 115 De alle int narrenschyp mede horen;
 Ik kann se nicht up eyn mael voren.“³²

In der niederdeutschen Bearbeitung *Das nye schip van Narragonien* von 1519 aus Rostock findet sich ebenso Hans Worst statt hans myst bzw. Hans Mist:

- „Ick kenne noch eynen, de heth Hans Worst,
 De süth gar hoghe ouer sine borst,
 De wil alle man des macken wyß,
 He sy ghewest vor deme paradyß,
 5245 He wil yd bewisen mit frómden reden,
 He sy gewest yn Norwegen unde Sweden,
 To Alkayr unde to Granad
 Unde dar de peper wasset unde stad,
 De doch ne ys so fern gewest.
 5250 Hadde oek sin moder nycht welke gest
 Eynen pannen koken eder worst ghebacken,
 He heddes ghesmeckt edder hóren kracken.
 Der narren yst nu so vele up erden,
 Willen sin dat se númmer werden,
 5255 De alle ynt narren schepe mede hóren,
 Ick kann se nicht up eyn mael fóren.“³³

Der Titel dieses Kapitels „Von grossem ruemen“ passt sehr gut auf den hier vorgeführten Hans: Er gibt vor, an Orten gewesen zu sein, an denen er letztlich doch nie war; im Sinne von: mit dem Finger auf der Landkarte. Aber anscheinend muss dies mit einem gewissen Grad an rhetorischer (Un-)Fähigkeit geschehen, denn er „wil all welt des über reden“ (Basler Ausgabe) bzw. er „wyl alleman des maken wyß“ und „wyl yd bewysen myt vromden reden“ (Lübecker Ausgabe). Sein argumentativer Weg ist die Sophisterei, er ist gezwungen, auf rhetorische Mittel zurückzugreifen, um glaubhaft zu wirken. In der Lübecker/Rostocker Ausgabe zeigt sich an diesem Punkt noch eine andere Besonderheit; denn neben Norwegen, Schweden, Algier und

³² Brant, Sebastian, *Dat Narrenschyp*, hrsg. v. Herman Brandes, niederdeutsche Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff von Hans von Ghetelen, Halle a.d. Saar: Max Niemeyer 1914, S. 153.

³³ Brant, Sebastian, *Dat nye schip van Narragonien. Die jüngere niederdeutsche Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff (Rostock 1519)*, hrsg. v. Carl Schröder, Schwerin: Bärensprung'sche Hofbuchdruckerei 1892, S. 115.

Granada, die allesamt auch in der Basler Ausgabe auftauchen, findet hinsichtlich der Reiseziele noch eine stärkere Übertreibung statt. Der hier nun Hans Worst genannte war nicht nur in den nördlichen und südlichen Ländern, sondern er gibt gar vor, er „sy ghewest vor deme paradyß“ (Lübecker Ausgabe); somit ein Reisender, der zwar nicht ins Paradies darf, aber zumindest weiß, wo es ist und wie man hinkommt, zumindest vor dem Zaun stand.

Hans Worst, Hans Mist oder hans myst ist das letzte Exempel, das in diesem Kapitel auftaucht; zuvor wird über Ritter, Edelmänner, Adelige und Doktoren gelästert, deren Betitelung sich nur auf Titel, Abstammung und irgendwelche Urkunden beschränkt. Dieser Hans bekommt hier eine besondere Stellung. Er ist der letzte in der Reihung und wird eingeleitet wie keiner zuvor: „Ich weiß noch eynen“ (Basler Ausgabe) bzw. „Ik kenne noch eynen“ (Lübecker Ausgabe) – ein ziemlich bekannter Prolog für die Eröffnung eines zweiten oder letzten Witzes, um eine Steigerung zu erzielen. Nach einer längeren Auflistung tritt nun eine Figur bzw. ein Typ in Erscheinung, den wohl alle kennen, der einen unheimlichen Wiedererkennungswert hat, wie kein anderer – gleichgültig, ob er hans myst, Hans Mist oder Hans Worst heißen mag – vielfältige Assoziationen zulässt und ein harmonisches Verhältnis von Allgemeinheit und Konkretheit zum Ausdruck bringt.

Ein Appellativ sondergleichen

Kaum ein Name, selbst die Kurzform von Johannes darstellend, hat neben einer Vielzahl von Variationen einen sprachlichen Stellenwert erringen können, der nicht nur als Eigenname verblieb, sondern gar zu einem Appellativ (Gattungsnamen oder Gattungsbezeichnung) wurde, wie es bei Hans der Fall ist. So stellt Johann Christoph Adelung im *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (1774-1786), wohl die erste und umfangreichste lexikografische Arbeit zur deutschen Sprache, fest: „Der häufigste Gebrauch, welchen man schon vor langen Zeiten von dem Taufnahmen Hans machte, gab Gelegenheit, daß derselbe in manchen Fällen zu einem allgemeinen Nennworte ward.“³⁴ Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen auch die Gebrüder Grimm im *Deutschen Wörterbuch* und fügen dabei eine entscheidende Beobachtung hinzu:

„daz derselbe [...], über den engern kreis des nomen proprium hinaustritt und zunächst als anrede, anruf, bezeichnung männlicher personen gilt, deren specialnamen man nicht kennt oder nicht nennen will, die man daher mit einem auf viele personen gehenden namen bezeichnet und so gewissermaszen mehr ins allgemeine malt [...]. Von hier aus tritt Hans fast völlig in die reihe der appellativa ein und steht oft geradezu für mensch, mann mit verschiedenen nebensinnen.“³⁵

Damit hat man es schon mit einem Namen zu tun, der das Potential besitzt, fast überall einen hohen Grad an Bekanntheit zu haben, da er letztlich einen Universalismus zum Ausdruck bringt: Hans = Mensch (sowohl Mann als auch Frau³⁶). Diese Bekanntheit erlangte der Name womöglich mitunter dadurch, dass er seinen Weg durch viele Gesellschaftsschichten machte: in ländlichen, ärmeren Schichten („name für geringe leute und bauern“³⁷), in militärischen Schichten („[b]ei den landsknechten bezeichnete groszer Hans, kleiner Hans die höhere oder niedere stellung im heere“³⁸) oder in wirtschaftlich privilegierten Schichten („namentlich häufig ist im 16. und 17. jahrh. die feste formel groszer Hans, reicher, angesehener mann“³⁹). Doch trotz dieser gesellschaftlicher Vielschichtigkeit bezeichnet Hans einen „dummkopf, narren“⁴⁰, so dass hans myst/Hans Mist/Hans Worst keine große Besonderheit darstellt, wenn er auf dem *Narrenschiff* vorzufinden ist.

³⁴ Adelung, Johann Christoph, *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten besonders aber der Oberdeutschen. Zweyter Theil, von F – L*, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig: Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Sohn und Compagnie 1796, S. 968f.

³⁵ Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 10*, Leipzig: Hirzel 1854, Sp. 455f.

³⁶ Vgl. ebd., Sp. 458: „mundartlich wird dann weiter Hannes auch auf eine starke, derbe weibsperson übertragen, die schwer ins gewicht fällt und dabei keck und gleichsam männlich auftritt, aber auch noch jung ist, sie heiszt in Franken ein rechter Hannes“.

³⁷ Ebd., Sp. 458.

³⁸ Ebd., Sp. 458.

³⁹ Ebd., Sp. 457.

⁴⁰ Ebd., Sp. 458.

Der gängige Gebrauch und auch allseits bekannte Name Hans sowie der Wandel von hans myst bzw. Hans Mist zu Hans Worst lässt des Weiteren folgende Frage zu: Ist die Verbindung des Namens Hans mit einem Substantiv eine übliche Praxis? Falls ja: Welche Substantive werden benutzt und welche Hänse damit erschaffen? Zunächst kann die erste Frage mit einer eindeutigen Bejahung beantwortet werden. Dadurch, dass Hans auch mit Narren in Verbindung gebracht wird, ergibt sich eine Vielzahl von sprachlichen Kreationen, die im Grimm'schen Wörterbuch auf selbst- und fremdbezügliche Charakterisierungen zurückgeführt werden:

„die verbindung von Hans mit einem andern ersonnenen eigennamen kommt vielfach vor. [...] und der zusatz will noch eine besondere eigenschaft des namensträgers ausserdem hervorheben, eine eigenschaft die vielfach die narrheit nur specialisiert, in andern fällen von äuszern verhältnissen, herkunft, abstammung [...] hergeleitet“.⁴¹

Der Germanist, Philologe, Kulturtheoretiker und Schriftsteller Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel legt den Fokus in diesem Zusammenhang auf die niederen Stände und bringt Hans zunächst mit dem Knecht und dann erst in späterer Folge mit dem Narr zusammen:

„Einen Schritt weiter bezeichnet der Eigename den Knechtsbegriff schon als Appellativum: 'mein Johann' ist im nördlichen Deutschland 'mein Bedienter'. Bauernbursche und Knechte gelten aber auch als faul und liederlich und zumal als dumm, und faul und zumal als liederlich: auch dafür werden Hans und Grete nun die persönlichen Appellativausdrücke, und es erzählen bloss, noch mit wirklichen Eigennamen, Kinderlieder und Märchen von dem Hansel, der närrisch, und der Gretel, die nit gscheidt ist [...], von dem gescheidten Hans und dem klugen Hans und vom Hans im Glücke, die aber alle dumm sind [...]“.⁴²

Wackernagel liefert um seine Behauptung zu untermauern eine beeindruckende Liste von Hänsen ab: Bart-Hans (als Antonym auch: Hans ohne Bart), Boch-Hans, Fabul-Hans, Faselhans, Federhans, Gaukelhans (Gaukler, Betrüger), gewaltiger Hans, grosser Hans bzw. Gross-Hans, hübsche Hansen (Kurmacher), Kalthans (Verräter), Kallhans oder Klotzhans (Grobian), Klein-Hans, Knapphans, Meister Hans (Henker), Pimpelhans, Plapperhans, Polterhans (Popanz), Prahlhans, Puphans, Rebhänslein (Personifikation des Weines), Schrammhans (Beiname von Heinrich von Pappenheim), Schwabbelhans (Maulheld), Spielhansel, Waldhänsel (Quacksalber), Hans acht sein nicht, Hans Adam, Hans Aff, Hans Arsch, Hans Dahinten, Hans Dampf, Hans Dumm, Hans Eselein, Hänsel frischer Knecht, Hans friss umsonst (Scherzname für Küfer), Hans Fug, Hans Gans, Hans Gänselein, Hans Gerngross (Nutznießer durch Aufruhr), Hans Guck in die Welt, Hans Hagel, Hans Hase, Hans Hasenfusz, Hans hinter der Mauer, Hans Humm, Hans im Schnokenloch, Hans in allen

⁴¹ Ebd., Sp. 459.

⁴² Wackernagel, Karl Heinrich Wilhelm, *Kleinere Schriften. Dritter Band. Abhandlungen zur Sprachkunde*, Leipzig: Hirzel 1874, S. 131.

Gassen, Hans in allen ecken, Hans in eodem, Hans Knöchler (der Tod), Hans Koch, Hans Kraft (Soldat), Hans Küchenmeister, Hans Lassdunkel (Liebhaber unnützer Spitzfindigkeiten), Hans Leard, Hans Liederlich, Hans Marter (Spottname für Landknechte), Hans mit dem Kopf hindurch, Hans mit den rothen Hosen, Hans Mors (der Tod), Hans Muffmaff, Hans Narr, Hans Narrolt, Hans Nau, Hans Nimmersatt, Hans oben im Dorf (Dorfmagnet), Hans Ochse, Hans ohne Fleiss, Hans ohne Sorgen, Hans Pompsack, Hans Quast, Hans Raufbold, Hans Sauf aus (Scherzname für Küfer), Hans Saufsausz, Hans Schenk, Hänsel Schütze, Hans selten fröhlich (Scherzname für Küfer), Hans Spanier, Hans Spring ins Feld (Scherzname für Küfer), Hans Supp, Hans Tölpel, Hans Trapp (aus Niederelsass, erschreckt zur Weihnachtszeit Kinder), Hans Ulrich (Personifikation der Spiellust), Hans um und um, Hans Unfleiss, Hans Ungelenk, Hans Unmuth, Hans Unvernunft, Hans Unverstand, Hans von Jene (Egoist), Hans von Narrenberg, Hans vör allen Hägen, Hans Wurm.⁴³ Somit sind insgesamt, neben hans myst, Hans Mist und Hans Wurst, mindestens knapp hundert weitere Hänse bekannt (die natürlich wohl nicht alle bereits vor 1494 bzw. 1497 existierten).

Sowohl neben der gesellschaftlich breiten Streuung hinsichtlich der Verwendung als auch der Vielzahl von Redewendungen zeigt sich ebenso in Fastnachtspielen, somit in einer (literarisierten) theatralen Form, ein gehäuftes Auftreten von Figuren – vor allem Bauern und Knechte –, die den Namen Hans tragen, wie es Wilhelm Arndt in seiner Dissertation über die *Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters* bemerkt:

„Einer der reichst entwickelten Namen ist Johannes, dessen grosse Beliebtheit aber nicht auf den Lieblingsjünger Jesu, sondern auf den Täufer zurückgeht. Er begegnet uns in nicht weniger als neun verschiedenen Formen in unsern Spielen, bezeichnenderweise niemals in der Vollform; vielmehr ist er schon ganz dem Deutschen angepasst, und wie bei den deutschen Nahmen, von denen sich wohl allein Heinrich mit ihm an Beliebtheit messen kann, treten von Johannes eine Fülle von Koseformen auf, die bald nur in dem zweiten Teil des Wortes, bald in der Hauptsilbe mit dem vorgeschlagenen anlautenden j bestehen.“⁴⁴

Arndt deutet hier schon weitere Ausformungen von Johannes an, die sich an diesen Namen anlehnen und über Hans oder Hänsel hinaus eine Vielzahl von Variationen zulassen (die sich auch nicht nur auf Fastnachtspiele beschränken); so z. B.: Hannes, Hanni, Hanno, Hanne, Hansele, Hennes, Henning, Hens, Henno, Jan, Jannes, Jannis, Jen, Jens, Joann, Johann, John. Zu diesen offensichtlichen Variationen kommen noch Formen hinzu, wie das Diminutivum Henselin, „der wie Hans appellativisch gebraucht wurde zur Bezeichnung von Narren“⁴⁵, oder auch Hanniko, Henneke oder auch Henekin.⁴⁶ Trotz dieser Zahl an Variationen finden sich

⁴³ Vgl. ebd., S. 133-137 sowie Grimm, *Deutsches Wörterbuch. Band 10*, Sp. 460ff.

⁴⁴ Arndt, Wilhelm, *Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters*, (Germanistische Abhandlungen; 23) Breslau: Marcus 1904, S. 21.

⁴⁵ Ebd., S. 21.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 21f.

Hans-Substantiv-Bildungen, wie sie bei Wackernagel aufgelistet werden, in Fastnachtspielen gehäuft; dabei ist bemerkenswert, dass, wie es Arndt beschreibt, nur Heinrich – in Kurzform: Heinz oder Hainz – einen ähnlichen Stellenwert erreicht, denn auch dieser drückt, so wie Hans, eine Allgemeinheit aus,⁴⁷ so dass z.B. die, bereits hier thematisierte, Hans Mist-Kreation in einem Fastnachtspiel aus dem 15. Jahrhundert ebenso mit einer Heinrich-Variation auftaucht, nämlich ein sogenannter Heinz Mist von Poppenreut.⁴⁸ Ähnlich verhält es sich mit Hans Worst: In Peter Probsts Fastnachtspiel *Ein kurtzweilich fasnacht spiel vom krancken Baurn und einem Doctor sambt seinem Knecht* aus dem Jahr 1553 tritt ein Haintz Wurst auf.⁴⁹

Der Austausch von Hans und Heinz erscheint in einem gewissen Grad beliebig, da sie angeblich Knechte oder Bauern/Narren repräsentieren und sich auch auf sprachlicher Ebene in ihren Versen letztlich nicht unterscheiden. So tauchen unter anderem folgende Hans- bzw. Heinz-Variationen in den Nürnberger Fastnachtspielen auf: Heinz Putz⁵⁰, Hein von Trewetzen bzw. Trebetzen⁵¹, Heinz Gotz mit der lamen hant⁵², Herman Hans von Tribetei⁵³, Heinzen Molkenfroß⁵⁴, Heinz Weber⁵⁵, Heinzlein oder schnoder Heinz⁵⁶, Heinz von dem guldin Ring⁵⁷, Hans Knot⁵⁸, Hans Knoten in der Kotgaß⁵⁹, Hainz von Schalkhausen unter dem kuezagel⁶⁰, Hainz Ott⁶¹, Hans Schlauch⁶², Hans Rubenkorp⁶³, Hainz Narr⁶⁴, Hans Narrolt⁶⁵, Hans Lüpolt

⁴⁷ „Heinrich als bezeichnung von personen, in der allgemeinen bedeutung mensch, bursch (wie Hans [...])“. In: Grimm, *Deutsches Wörterbuch. Band 10*, Sp. 886.

⁴⁸ „Ich haïß Heinz Mist von Poppenreut / Und hab ein tochter, die heißt Geut, / Der tut der nachthunger gar we. / Darumb wil ich ir zu der ee / Einen geben auß den jungen allen, / Der ir am pasten mag gefallen, / Darauf so wil ich merken eben, / Den wil ich do meiner tochter geben.“ In: „12. Aliud“, in: Keller, Adelbert von (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, Tübingen: Laupp 1853, S. 109-113, hier: S. 109.

⁴⁹ Vgl. Probst, Peter, „Ein kurtzweilich fasnacht spiel vom krancken Baurn und einem Doctor sambt seinem Knecht“, in: Probst, Peter, *Die dramatischen Werke des Peter Probst (1553-1556)*, hrsg. u. eingeleitet v. Peter Kreisler, Halle a. d. Saar: Max Niemeyer 1907, S. 91-104.

⁵⁰ Vgl. „2. Ein Spil der Waldbruder genant“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, S. 34-39, hier: S. 34.

⁵¹ Vgl. „9. Ein Vastnachtspil“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, S. 91-96, hier: S. 92.

⁵² Vgl. ebd., S. 93f.

⁵³ Vgl. ebd., S. 94.

⁵⁴ Vgl. „10. Aber ein Vastnachtspil“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, S. 97-102, hier: S. 98.

⁵⁵ Vgl. „13. Aliud von der Poulschaft“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, S. 114-120, hier: S. 115.

⁵⁶ Vgl. Keller, „17. Ein Spil von Fursten und Herren“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, S. 138-153, hier: S. 152.

⁵⁷ Vgl. Keller, „18. Ein Spil von dem einliften Finger“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, S. 154-159, hier: S. 157.

⁵⁸ Vgl. „58. Ein Vastnachtspil“, in: Keller, Adelbert (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil*, Tübingen: Laupp 1853, S. 512-518, hier: S. 512.

⁵⁹ Vgl. ebd., S. 514.

⁶⁰ Vgl. ebd., S. 515.

⁶¹ Vgl. „65. Die Vastnacht von der Baunheirat“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil*, S. 567-570, hier: S. 569.

Rechenzan⁶⁶, Hans Tubenkropf⁶⁷, Hans Meier⁶⁸, Hans der swecz⁶⁹, Hans Kogler⁷⁰ oder Hans Zapf⁷¹.

Ein ähnliches Phänomen, wie es bei Hans und Heinz auftritt, ist ebenso auf Friedrich (also Fritz) oder auch Peter aufzuzeigen, denn in beiden Fällen befinden sich die Namen ebenso in einem appellativen Gebrauch.⁷² Doch weder ein Heinz, Fritz noch ein Peter haben diesen Referenzreichtum im deutschsprachigen Raum erreichen können, die sowohl in solch einer Weise massiv im Alltag als auch in theatralen Praktiken zum Ausdruck kam. Die Wurst wurde zu einem Anhängsel von Hans, was gewiss auch durch Martin Luther mitgeprägt wurde. Die bisher erste literarische Nennung von Hans Worst findet sich, wie bereits erläutert, in der Lübecker Ausgabe des *Narrenschiffs* aus dem Jahr 1497. Hans Worst taucht knapp 50 Jahre später in der ekklesiologischen Schrift Luthers *Wider Hans Worst* auf. In dieser Verteidigungsschrift gegen Heinrich von Braunschweig zu Wolfenbüttel ähnelt die Luther'sche Beschreibung des Hans Worst sehr derjenigen von Hans myst im *Narrenschiff*:

„Denn du zorniges Geistlin weissest wohl, dein besessener Heinz auch, samt euren Dichtern und Schreibern, daß dieß Wort, Hans Worst, nicht mein ist, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug sein wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sachen reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich vnd allermeist in der Predigt. Vnd weis mich nicht zu erinnern in meinem gewissen, das ich jemals eine Person in sonderheit gemeint hette, weder feind noch freund. Sondern wie die sachen sich zugetragen, so hab ichs gebraucht.“⁷³

⁶² Vgl. „66. Vasnachtspil vom münch Berchtolt“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil*, S. 571-579, hier: S. 571.

⁶³ Vgl. „67. Vasnachtspil, der alt Hannentanz“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil*, S. 580-592, hier: S. 588.

⁶⁴ Vgl. „79. Des Königs ausz Schnokenlant Vasnacht“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweier Theil*, S. 649-653, hier: S. 652.

⁶⁵ Vgl. ebd., S. 653 sowie „81. Der Luneten Mantel“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweier Theil*, S. 664-678, hier: S. 674.

⁶⁶ Vgl. „110. Ein hüpsch Fasnachtspyl, von dem Elszlin trag den Knaben, und von Uly Rechenzan, mit irem eelichen Gerichtshandel, kurzwylyg zuo lesen“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil*, S. 861-899, hier: S. 865.

⁶⁷ Vgl. ebd., S. 887.

⁶⁸ Vgl. „113. Ein gantz schöne Vastelavendesgedicht, Rimewise Uthgeleht, worrine etliker buren yegen de Börgers Klarlik vorstendiget wert“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil*, S. 961-968, hier: S. 961.

⁶⁹ Vgl. „Die Hantwerger“, in: Keller, Adelbert (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dritter Theil*, Tübingen: Laupp 1853, S. 1135-1138, hier: S. 1138.

⁷⁰ Vgl. „Der Windbeutel“, in: Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dritter Theil*, S. 1149.

⁷¹ Vgl. Keller (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dritter Theil*, S. 1530.

⁷² Vgl. Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 13*, Sp. 1577 sowie Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 4*, Leipzig: Hirzel 1854, Sp. 220.

⁷³ Luther, Martin, „Wider Hans Worst. 1541“, in: Irmischer, Johann Konrad (Hrsg.), *Dr. Martin Luther's reformations-historische deutsche Schriften. Nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet. Dritter Band* (Dr. Martin Luther's sämtliche Werke. 26. Band. Zweite Abtheilung. Reformations-historische und polemische deutsche Schriften, Dritter Band), Erlangen: Carl Heyder 1830, S. 4f.

Luther streitet die Kreation von Hans Worst ab und gibt seiner Verwendungsart bezüglich eine Bedeutungsnahe zu hans myst bzw. Hans Mist, wissend oder unwissend, an (der Prahler, der angeblich schon fast überall gewesen sei). Dies zeigt sich ebenso in dem Gebrauch von Hans Mist bei Thomas Murner; konkret in der Schrift *Von dem großen lutherischen Narren* aus dem Jahr 1522, in welchem „hans mist“⁷⁴ als „Prahler und Großsprecher“⁷⁵ auftritt. In diesen Zeitraum fällt auch Hans Sachs' Figur Wursthans aus dem Fastnachtspiel *Das Wildbad* (1550).⁷⁶ Es scheint, dass Hans ab dem 16. Jahrhundert nicht nur zu *einem*, sondern wohl zu *dem* Appellativum wurde, welches sich nicht nur auf sogenannte Narren bezog. Nun stellt sich gewiss die Frage: Welchen (praktischen) Mehrwert – sowohl im alltäglichen als auch theatralen Gebrauch – hatte ein Hans im Vergleich zu anderen Appellativa, wie Heinz, Fritz oder Peter haben, dass er diesen Stellenwert erreichen konnte?

⁷⁴ Murner, Thomas, *Gedicht vom großen Lutherischen Narren*, hrsg. v. Heinrich Kurz, Zürich: Meyer und Zeller 1848, S. 110.

⁷⁵ Lefftz, Joseph, *Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren*, Straßburg: Karl J. Trübner 1915, S. 75.

⁷⁶ Sachs, Hans, „Das Wildbad“, in: Goetze, Edmund (Hrsg.), *Hans Sachs. 26. Band*, Tübingen: Laupp 1892, S. 3-20, hier S. 4.

Eine teuflische Verwandtschaft

Johann Christoph Adelung bemerkt im Namen Hans eine Auffälligkeit, die sich nicht nur auf den deutschsprachigen Raum bezieht, sondern als ein europäisches Phänomen evident wird:

„Es ist doch merkwürdig, daß dieser Taufnahme in allen Sprachen einen so verächtlichen Nebenbegriff bekommen hat. Das Schwed. Jan, das Engl. John, das Ital. Zann, Zanni, welches gleichfalls dieser Nahme ist, bedeuten sehr oft einen dummen einfältigen Menschen, den der Deutsche große Hause auch nur schlechthin einen Hans zu nennen pfl eget.“⁷⁷

Doch auch neben dieser Nationen übergreifenden Verächtlichkeit wird in dieser Beobachtung eine weitere Schnittstelle sichtbar: Zanni bzw. Zane im Italienischen – eine Variation von Giovanni, also ein Hans – stellt ebenso eine theatrale Figur dar, was auch für Jack Pudding – also Hans Blutwurst – im Englischen, Don Juan im Spanischen oder Jean Potage – Hans Eintopf bzw. Hans Supp – im Französischen (der jedoch nicht in französischen Spieltexten auftaucht,⁷⁸ sondern als Spottname für Franzosen verwendet wurde⁷⁹) gilt. Die Gleichzeitigkeit der namensbezogenen negativen Haltung und das Auftauchen dieses Namens bei Theaterfiguren schließt sich allemal nicht aus, sondern führt vielmehr zur Frage, in welcher gegenseitigen Bedingtheit diese beiden Ebenen zueinanderstehen und aus welchen Bedingungen sich diese Strukturen konstituiert haben. Don Juan ausgenommen stellen alle anderen hier aufgezählten europäischen Hänse (angeblich) Knechte, Diener oder Bauern dar, somit ständisch/hierarchisch minderwertige Personengruppen. In dem Artikel „Commedia Italiana“ betrachtet Rudolf Münz hinsichtlich eines Masken-Figurationsprinzips – zu dem er u. a. Guglielmino, Zanni, Harlekin, Pulcinella, Tabarin und Bernardon, aber auch Hanswurst und Eulenspiegel zählt – genau diese ständische Gebundenheit:

„So waren sie ihrem Wesen nach verdächtige, suspekte Erscheinungen. Geistig Verwirrte, Gauner, Räuber, Narren, insomma: Störenfriede der Gemeinschaft, die fortwährend »Reformen« ausgesetzt waren, in deren Gefolge sie zu »Charakteren«, zu »Dienern«, »Kellnern«, »Sauschneidern« *dieser Welt* wurden: *Arlecchino als Diener zweier Herren* ist das Modell dafür.“⁸⁰

Demzufolge ist die Hypothese angebracht, dass der gesellschaftliche Stand dieser Figuren eine kulturelle Schicht oder Über- bzw. Umformung darstellt, die zum Einen auf eine Struktur

⁷⁷ Adelung, Johann Christoph, *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten besonders aber der Oberdeutschen. Zweyter Theil, von F – L*, S. 969.

⁷⁸ Vgl. Noe, Alfred, „Quellenlage und Frage der Forschung“, in: Noe, Alfred (Hrsg.), *Spieltex te der Wanderbühne. Band VI. Kommentar zu Band I-V* (Ausgabe deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts), Berlin: de Gruyter 2007, S. XXVIII-XLIV, hier: S. XXXV.

⁷⁹ Vgl. Kessler, Martina D., *Viel Köche versaltzen den Brey und Bey viel Hirten wird übel gebütet. Diachrone Betrachtung der Variantenvielfalt phraseologischer Formen in Werken ab dem 16. Jahrhundert* (Europäische Hochschulschriften; 360), Frankfurt a. Main: Peter Lang 2010, S. 151.

⁸⁰ Münz, „Commedia Italiana“, S. 150.

verweist, die in einem europäischen Kontext zu betrachten ist, und zum Anderen in einem ‚außentheatralen‘ Bereich zu suchen ist, d.h. in einem Blick auf jene theatralen Phänomene bzw. Praktiken, die weder literarisiert noch professionell (im Sinne eines Kunsttheaters) betrieben wurden, sondern in sogenannten mythischen, religiösen, ‚volkstümlichen‘ und ‚außergesellschaftlichen‘ Ausprägungen auftraten.

Helmut Asper versucht in seiner dokumentarisch sehr dichten Studie zu Hanswurst gerade diese Verbindung zu widerlegen, indem er über das Verhältnis von allgemeinen Aussagen bzw. Strukturen und konkreten, dokumentarisch nachweisbaren ‚Fakten‘ argumentiert, die letztlich zu dem Punkt führen, dass sich im Narr eine „archetypische Vorstellung“ manifestiert, jedoch kann man „die spezifischen historischen Erscheinungsformen [...] deswegen nicht voneinander ableiten, zumal – und hier liegt ein schwerwiegender und oft gerügter Fehler dieser Forschungsrichtung – keine historischen Verbindungsglieder nachgewiesen worden sind.“⁸¹ Dies führt wiederum zu seiner Hauptthese, dass die Hanswurst-Figur eine Kreation englischer Komödianten ist:

„Die trockene, zäh am Wort klebende Untersuchung macht deutlich, daß der Begriff Hanswurst, wie er im 16. Jahrhundert auftaucht, nichts mit dem Lustigmacher auf dem Theater der Berufs-komödianten gemein hat: er ist hier negative Person, Schimpf- und Spottname und wenn er im Fastnachtspiel erscheint, so auch als Narr im Brantschen Sinn oder in einer Rolle, die überhaupt nicht närrisch bestimmt ist. [...] Bei ihnen [, den englischen Komödianten, D.K.] lassen sich sehr früh bereits Belege für Hanswurst finden, die eindeutig eine lustige Person meinen. Man darf kaum annehmen, daß den englischen Komödianten die Schriften Brants und Luthers bekannt waren, eher muß man daran denken, daß sie diesen sicherlich verbreiteten Spott-namen aufgegriffen und ihrer komischen Person beileigten, deren redende englische Namen in Deutschland nicht verstanden wurden.“⁸²

Was Asper unter „närrisch“ oder einer „lustigen Person“ versteht, bleibt trotz der von ihm zitierten schier unermesslichen Menge an historischen Dokumenten unklar. In diesem Zusammenhang ist es nicht zu bestreiten, dass englische Komödianten ab Ende des 16. Jahrhunderts u.a. Einfluss auf die Nürnberger Spieltradition nahmen, vornehmlich auf Jakob Ayler den Älteren, der „die alte Kunst des Hans Sachs mit der durch die englischen Komödianten neu aufgekommenen Art und Richtung zu verbinden“⁸³ versuchte, wie es der Historiker Theodor Hampe stichhaltig vorlegt. Beeinflusst von Thomas Sackville, dem Leiter der englischen „Brown troupe“⁸⁴, der die

⁸¹ Asper, *Hanswurst*, S. 5

⁸² Ebd., S. 4ff.

⁸³ Hampe, Theodor, *Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806. I. Teil* (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, hrsg. v. Ernst Mummenhoff, 12. Heft, 2. Abteilung), Nürnberg: Schrag 1897, S. 170.

⁸⁴ Vgl. Banham, Martin, *The Cambridge Guide to Theatre*, 2. Auflage, Cambridge: Cambridge University Press 1995, S. 223.

Clown-Figur „Jahn Posset“⁸⁵ (dabei sind unterschiedliche Schreibweisen auffindbar; so u.a. auch „Johann Bouset“⁸⁶) kreierte – die Sackville wohl auch nationalspezifisch umwandelte in „Jean Posset“ oder „John Posset“⁸⁷ –, führte Ayres eine Vielzahl von ‚Jahns‘ (also Hänsen) in seine Stücke ein: Jahn der Bott, Jahn Posset, Jahn Clam der Bott, Jahn der Lackai, Jahn Panser der Leibknecht, Jahn Molitor, Jahn der Narr, Jahn Clam der Diener, Jahn Clam der Narr oder Dantmann, Jahn Clam der Bott, Jahn der Kurzweiler, Jahn Türk der närrisch Knecht, Jahn Grundo der närrische Knecht.⁸⁸

Es ist demzufolge wohl nicht widerlegbar, dass englische Komödianten an der Verbreitung und dem Vertrieb von Hanswurst-Figuren maßgeblich beteiligt waren – hier stellt allein die Reiseaktivität solcher Truppen ein Argument dar –; was jedoch an Aspers Argumentation zwar nicht gänzlich falsch ist, aber zweifelhaft erscheint, ist, dass er von einseitigen Wirkungsmechanismen ausgeht: Englische Komödianten greifen einen Spottnamen auf (Hans oder eine Variation davon), übertragen diesen auf eine Figur, die mit dem Namen – in Aspers Argumentation – kaum etwas gemein hat; danach wird diese Figur allgemein bekannt und findet sich auch in Fastnachtspielen wieder. Es mag zwar eine Spekulation bleiben, da dahingehend kaum Dokumente aufzufinden sind, aber es erscheint sehr wahrscheinlich – weil es sich bei den Wandertruppen um wirtschaftliche Vereinigungen handelte –, dass diese auch einen Blick auf die mögliche Konkurrenz warfen bzw. auf vorherrschende Praktiken. Auch müsste die Akzeptanz solcher Figuren beim Publikum auf bereits bestehende Strukturen verweisen, die selbstverständlich für den eigenen Gebrauch umgeformt wurden; ob ein Spottname (wie er im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts in einer Vielzahl von Variationen auftaucht) eine dahingehend ausreichende Struktur darstellt, erscheint möglich und auch notwendig, aber ebenso nicht zureichend.

Eine denkbare Möglichkeit solch einer Figurenstruktur kann in den Fastnacht-, Oster- und Mysterienspieltraditionen vorgefunden werden. In einem Innsbrucker Osterspiel von 1391 findet sich in einem Zwischenspiel ein sogenannter Knecht Rubin. Knecht Rubin wirbt beim Mercator an – ein Quacksalber, der gegen jegliches Leiden Medikamente verkauft –, indem er ihn von seinen Fähigkeiten überzeugt: „Zu Francken han ich vil gelogen, / zu Belgern han ich vil

⁸⁵ Vgl. Katritzky, Margaret A., *Women, medicine and theatre, 1500-1750. Literary mountebanks and performing quacks* (Studies in performance and early modern drama), Aldershot: Ashgate 2007, 270.

⁸⁶ Vgl. Meissner, Johannes, „Die englischen Komödianten in Oesterreich“, in: *Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft*, 19, 1884, S. 113-154, hier: S. 122.

⁸⁷ Vgl. Banham, Martin, *The Cambridge Guide to Theatre*, 2. Auflage, Cambridge: Cambridge University Press 1995, S. 223.

⁸⁸ Vgl. Weinhold, Karl, „Ueber das Komische im altdeutschen Schauspiel“, in: *Jahrbuch für Literaturgeschichte*, hrsg. v. Richard Gosche, 1. Band, Berlin: Ferdinand Dümmler 1865, S. 1-44, hier: S. 36.

lüte betrogen; / wult ir mit mir durch die lant, / wir werden beide geschant.“⁸⁹ Der Mercator ist von den Fähigkeiten des Knecht Rubin überzeugt und stellt diesen in seinen Dienst, der nun für den Mercators werben soll:

„Nu siwget alle gliche,
 beide, arm und riche,
 beide, frawen und man,
 die sich hie gesammet han.
 Uns ist kunt in die lant,
 550 ein arczt wit bekannt,
 der ist geheiszen Ypocras,
 vorwar sult ihr wiszen daz.
 Er hat durchfaren manche lant,
 Hollant, Probant, Ruszenlant,
 555 Pruszen, Cabernie, Almenie;
 noch voraz in der wosten Romanie
 ist er ein meister uber alle ertzige:
 Noch mer ich uch gesagen kann.
 Min meister ist ein kloger man:
 560 wirt einer in den mantel wunt,
 kumt er zu em, her macht en gesunt;
 dennoch sage ich uch wol mere
 von siner heiligen lere:
 die blinden macht er sprechen,
 565 die stummen macht er eszen;
 her quam zu ertzige also vil,
 also ein esel zu seiten spil.“⁹⁰

Neben einer beeindruckenden Reisetätigkeit lässt dieser Arzt die Blinden sprechen und die Stummen essen, so dass er selbst Rubins Übereifer zu zügeln versucht, dass er doch wieder an die Arbeit gehe; Rubins Reaktion, ca. 100 Verse nach seiner Anstellung: „Ich mach die lenge nicht getrage, / I muoz ouch ein knecht habe.“⁹¹ Allein dieser kleine Einblick genügt, um eine einigermaßen passendes Urteil über Knecht Rubin zu treffen, welches auch der Literaturhistoriker Heinrich Kurz folgendermaßen formuliert:

„Im Knecht Rubin finden wir den Typus der Possenreißer, wie sie sich noch heut zu Tage bei den wandernden Seiltänzern und ähnlichen Gesellschaften vorfinden; es ist der nämliche aus Einfalt und Schalkheit zusammengesetzte Charakter, der von jeher den Jubel der Zuschauer hervorrief; die Witze tragen den nämlichen Stempel, wie die des heutigen Bajazzo.“⁹²

Eine lineare und direkte Entwicklung von Knecht Rubin zu Hanswurst kann aus vielerlei Gründen bezweifelt werden – seien diese nun geschichtstheoretisch oder rein dokumentarisch –,

⁸⁹ o. N., „Das Innsbrucker Osterspiel“, in: Kurz, Heinrich, *Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Erster Band*, 3. Auflage, Leipzig: Teubner 1861, S. 716-722, hier: S. 717 (Vers 471-474).

⁹⁰ Ebd., S. 718 (Vers 545-567).

⁹¹ Ebd., S. 718 (Vers 571f.).

⁹² Ebd., S. 717.

nichtsdestotrotz erwägt Kurz in dieser knappen Einschätzung, dass in diesem Knecht Rubin Elemente enthalten sind, die in zeitlicher Folge womöglich auf andere Figuren übertragen wurden. Etymologisch stellt Knecht Rubin nach wie vor ein Problem dar.⁹³ Die von Erich Krüger vorgeschlagene Verbindung zu dem von Luther verwendeten Begriff „'Robunten' = zur Fastnacht Narrenpossen treibend durch die Straßen ziehen“⁹⁴ wirkt passend, da durch die Vorsilbe ‚rob‘ Begriffe, wie ‚Robat‘ oder ‚Robot‘, gebildet wurden, die auf einen Knechtsdienst verweisen.⁹⁵ Was gleichzeitig eine ebenso wahrscheinliche Deutung darstellt, ist eine phänomenologische, die sich bei dem Schweizer Dichter Johann Grob finden lässt: „Was bedeuten dike nasen mit rubinen ausgestikt? / Nur Bacchus herrenfarbe, die er seinen knechten schickt.“⁹⁶ Dementsprechend wäre denkbar, dass der Name auf sein Aussehen und gewisse Eigenschaften verweist: der Rubin als rote Nase eines trinkfesten Genossen. Auf solcherart Verfahren deutet Karl Weinhold hin, der bei dem Knecht Pusterbalg zu erkennen meint, dass der Name mit einer verdeutlichenden materiellen Maske einherging.⁹⁷ Die Herkunft bzw. Genese dieser Figur stellt dementsprechend ebenso ein Problem dar. Carlot Gottfrid Reuling sieht in seiner Dissertation über *Die komische Figur* in Rubin ein volkstümliches, alltägliches Eingreifen in die dramatische Struktur des Osterspiels:

„Der Knecht Rubin ist die erste, frei erfundene Figur in der dramatischen deutschen Litteratur. Alle andern Gestalten waren der Natur des Stoffes nach gegeben, ihr Charakter durch die Quelle vorgezeichnet. Hier sehen wir den ersten Versuch einer Erweiterung; man greift in das alltägliche Leben, man verwendet eine Gestalt, die in der Wirklichkeit oft vorkam, die allen Zuschauern vor Augen stand, dramatisch. Wie so manchmal hatte man sich an dem Marktschreier ergötzt, der

⁹³ Die Etymologie dieses Namens führte gar zu antisemitischen Auswüchsen, da Rubin (von Ruben) einen der zwölf jüdischen Stämme darstellt, doch die Führung dieses fixen Namens (zuvor traten Eigen- und Vaternamen in Kombination auf) wurde in Mitteleuropa erst ab Ende des 18. Jahrhunderts eingeführt und damit auch die klare Verbindung zu dem jüdischen Stamm. Dementsprechend ergibt sich die von Wilhelm Arndt in seiner Dissertation angeführte Interpretation als hinfällig: „Im Wiener Osp. (Fundgr. II, S. 299, 33) tritt ein Jude Rubein, Rubin auf: derselbe Name ist auch Rubin, Rupin im Alsfelder Pass. V. 1640, 4203 (ed. Fron. II). Ich möchte hierin den Namen des Edelsteines sehen und nicht wie vielleicht bei dem Knecht des Arztes die französische Koseform zu Robert; denn es scheint mir natürlicher zu sein, dass die Juden sich nach einem kostbaren Steine nannten, als mit einem als Fremdwort gefühlten Namen, besonders wenn dieser einen verächtlichen Klan hatte, wie Innsbrucker Osp. V. 481 anzudeuten scheint.“ (In: Arndt, Wilhelm, *Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters* (Teildruck), Diss. Philosophische Fakultät, Universität Marburg, 1904, S. 5.) Eine ähnliche Argumentation findet sich bei Konrad Dürre (die genauso historisch wie bei Arndt historisch widerlegbar ist), der jedoch in seiner Interpretation den logischen Fehler begeht, dass Rubin nicht der Händler, sondern der Knecht ist: „Ich wundere mich, daß noch keiner daraufgekommen ist, nach dem Judennamen Rubinstein zu schließen, daß die auch Edelsteine verkaufenden Händler des Mittelalters nach ihren Waren benannt wurden.“ (In: Dürre, Konrad, *Die Mercatorszene im lateinisch-liturgischen, altdeutschen und altfranzösischen Drama*, Diss. Philosophische Fakultät, Universität Göttingen, Halle (Saale): Heinrich John 1915, S. 43, Anmerkung 1.)

⁹⁴ Krüger, Erich, *Die komischen Szenen in den deutschen geistlichen Spielen des Mittelalters*, Diss., Philosophische Fakultät, Universität Hamburg, 1931, S. 15.

⁹⁵ Vgl. Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 14*, Leipzig: Hirzel 1854, Sp. 1087.

⁹⁶ Grob, Johann, „142. Kupfernasen“, in: Grob, Johann, *Epigramme nebst einer Auswahl seinen übrigen Gedichten. Poetisches Spazierwäldlein* (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, hrsg. v. Axel Lindqvist; 273), Neuaufgabe, Hildesheim: Georg Olms 1991, S. 123.

⁹⁷ Vgl. Weinhold, „Ueber das Komische im altdeutschen Schauspiel“, S. 4.

mit seinem Knechte auf dem Jahrmarkte erschien; nun sah man ihn auf der Bühne wieder, man lachte über ihn aus vollem Halse, man fühlte sich angeheimelt, die Dichtung ward dem Zuschauer durch diese Figur menschlich nahe gebracht.“⁹⁸

Weder eine eindeutige Verifikation noch Falsifikation ist hier möglich, doch erscheint der Umstand, dass es sich bei Knecht Rubin und den Mercator um Figuren gehandelt hat, die aus dem Alltag bekannt waren (z. B. Wanderärzte), auch *comoedien* gespielt haben und nun im Zwischenspiel des Innsbruckers Osterspiels auftreten, als wahrscheinlich.

Doch neben dem Knecht Rubin mit dem Arzt bzw. Mercator taucht hier eine weitere Gestalt auf, die eine ähnliche Position einnimmt, dabei jedoch nicht als eine Kopie bzw. Doppelung der vorher Genannten zu verstehen ist, sondern womöglich vielmehr in einer additiven Synthese zu den beiden anderen Figuren steht; es handelt sich um den Teufel. Der bzw. die Teufel waren in solcherart Spielen oft dafür bekannt, dass sie Grimassen zogen (wohl eher Masken getragen haben), groteske Sprünge zeigten und laut brüllten, sie gaben lächerliche Gesänge zum Besten und bestochen nicht immer mit Intelligenz.⁹⁹ Genau in dieser Verbindung zwischen Teufel und Knecht Rubin sieht Reuling die Basis für Hanswurst: „Diese beiden Charaktere, der lustige, freche, geile Rubin und der dumme, geprellte Teufel sind in dem Bauerncharakter der Fastnachtspiele zusammengefasst. In ihm, dem Bauer, erblicke ich den wahren Ursprung der komischen Figur, den eigentlichen Urahn des Hanswurstes.“¹⁰⁰

Leider belässt es Reuling bei diesem einzigen Verweis: Teufel + Rubin (in Osterspielen) = Bauer (in Fastnachtspielen) → Hanswurst. Das würde letztlich bedeuten, dass sowohl die Namensbildung als auch die Kreation der Figur auf die Fastnachtspiele zurückgeht. Diese Einschätzung kann dahingehend als zweifelhaft angesehen werden, da sie von der Unmenge an diversen Hänsen absieht und eine isolierte Entwicklung anmaßt, die wiederum eine Form einer Schaffung *ex nihilo* darstellt. Nichtsdestotrotz ist möglicherweise Reulings grundlegender Gedanke der Kreation von Hanswurst aus einer additiven Synthese höchst angebracht, da er die weitere Formierung dieser Figur von einer strukturellen Ankoppelung her betrachtet. Und mit dem Teufel kommt vielleicht gerade derjenige Akteur ins Spiel, der zum Verständnis von Hanswurst beitragen kann.

Bisher wurde der Appellativ Hans nur auf die Verbindung zum Diesseits – Hans als Appellativ für jegliche gesellschaftliche Gruppen – untersucht, doch er unterhält ebenso eine zum Jenseits, oder besser gesagt zum Diabolischen: „Hans wird der teufel bezeichnet“ und „häufig ist meister

⁹⁸ Reuling, Carlot Gottfrid, *Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts*, Inaugural-Dissertation, philosophische Fakultät Zürich, Stuttgart: G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1890, S. 2.

⁹⁹ Ebd., S. 20.

¹⁰⁰ Ebd., S. 3f.

Hans für den henker, der auch sonst mit dem teufel den namen tauscht“¹⁰¹. Diese ‚teuflische Verwandtschaft‘ liegt in dem Umstand begründet, dass Hans die Kurzform von Johannes ist, der zumindest auf zwei wichtige Figuren des Christentums rekurriert: den Apostel Johannes und Johannes den Täufer (der ebenso eine zentrale Figur im Islam und Mandäismus darstellt). Die Feierlichkeiten um Johannes den Täufer (Johannistag oder Johanni) wurden auf jenen Zeitraum gelegt, der ebenso schon vor der Christianisierung zelebriert wurde, nämlich auf die Sommersonnenwende, bei der dem Gott Donar bzw. Thor gehuldigt wurde:

„Die Beziehungen des Johannistages zu Donar gehen aus zahlreichen Bräuchen hervor [...], und häufig vertritt Johannes in der Sage den altdeutschen Sommer- und Gewittergott [...]. Weil man in Bekehrungszeiten das germanische Mittsommerfest mit dem Mantel des h. Johannes deckte, so erscheint im Kult des letzteren Donar als Lebens-, Ehe-, Herd- und Heilgott, sowie als Spender des Pflanzenwachstums. Da aber beim Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum, die alten Germanengötter verketzert und lächerlich gemacht wurden, so übertrag sich auch dies und jenes auf die neuen Heiligen, in deren Namen man spöttische Beziehungen zum Heidenthum einschmuggelte, woraus der steife Michel, dumme Peter, alberne Hans, wie der dumme und starke Hans unserer Sagen und Märchen zu erklären sind. Obgleich der Name Johannes zauberkräftig gegen den Teufel und die Wettergeister ist [...], so sind doch Hans und Michel in der Oberpfalz keine guten Namen [...], denn 'Hans' ist gleichbedeutend mit dem Teufel [...], soweit dieser aus dem Donar hervorgegangen ist, als 'satanisiert' wurde“.¹⁰²

Auf eine Überlappung dieser Festlichkeiten deutete schon Augustinus hin und warnte gleichzeitig vor heidnischen – also körperlichen – Ausschweifungen.¹⁰³ Trotz dieser Kritik, der generellen römisch-katholischen Ablehnung gegenüber dem Johannisfest als heidnisches Fest, die letztlich im Beschluss des Konzils von Trient mündete, bemerkt der französische Historiker Robert Muchembled in *Kultur des Volks – Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung* (Orig.: *Culture populaire et culture élites dans la France moderne (XV^e-XVIII^e siècle)*, 1978), dass diese „Christianisierungskampagne“ mit Verboten – konkret auch das Johannisfest im 15. und 16. Jahrhundert betreffend – die nötige ‚Reinwaschung‘ des Festes nicht bewirken konnte, so dass das Johannisfest „noch deutlich ambivalenten, das heißt sowohl christlichen als auch heidnischen Charakter“ hatte.¹⁰⁴ Dementsprechend oblag die Organisation dieser Feste nicht gänzlich geistiger Obrigkeit: „einigen theil nahm die geistlichkeit an der feier, obschon

¹⁰¹ Grimm, *Deutsches Wörterbuch. Band 10*, Sp. 459.

¹⁰² Kunze, Friedrich, „Der Birkenbesen, ein Symbol des Donar (Eine mythologische Untersuchung)“, in: *Internationales Archiv für Ethnologie*, 13, Red. J. D. E. Schmeltz, Leipzig: Winter'sche Verlagshandlung 1900, S. 125-162, hier: S. 152 (Anmerkung 1).

¹⁰³ Drobner, Hubertus, *Augustinus von Hippo. Predigten zu Neujahr und Epiphanie (Sermones 196/A-204/A). Einleitung, Text, Übersetzung und Anmerkungen* (Patrologia, Beiträge zum Studium der Kirchenväter, hrsg. Hubertus Drobner; 22), Frankfurt a. Main: Peter Lang 2010, S. 44f.

¹⁰⁴ Muchembled, Robert, *Kultur des Volks – Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung*, Stuttgart: Klett-Cotta, 1984, S. 53 [Titel der Originalausgabe: *Culture populaire et culture élites dans la France moderne (XV^e-XVIII^e siècle)*, Flammarion 1978].

diese nie ganz in ihre hände übergieng, sondern wesentlich von der weltlichen obrigkeit und dem volke selbst geleitet wurde.“¹⁰⁵

Diese Überschneidung von einem heidnischen und einem christlichen Fest beläuft sich dabei nicht nur auf eine rein zeitliche Ebene, sondern fördert weitere Kohärenzen, die für den Fokus auf Hanswurst relevant erscheinen mögen: Während das christliche Fest Johannes dem Täufer gilt, wurde die Sommersonnenwende unter anderem zu Ehren von Donar bzw. Thor abgehalten. Gewiss stellt die Umgestaltung von religiösen Haltungen ein Problem dar – gerade wenn die einstmals guten Götter nun als Götzen entpuppt werden sollen –, so dass der Rückgriff auf synkretische Züge bzw. Transformationsmaßnahmen wohl einer der wenigen erfolgreichen (physisch gewaltlosen) Christianisierungsstrategien darstellten:

„Von der andern seite wirkte die bekehrung der Heiden selbst mit, die herrschende vorstellung von dem einfluss des teufels zu erweitern und zu vervielfältigen. es ist schon öfter bemerkt, dass die verlassenenen heidnischen götter zwar für besiegt und ohnmächtig, nicht aber geradezu für machtlos erklärt worden: ihre ehemals gütige, wolthätige gewalt hatte sich in eine böse, teuflische verkehrt. was also die Christen von dem teufel glaubten bekam durch die Heiden einen doppelten zuwachs: heidnische gottheiten und gelater, die an sich schon übelthätig und finster waren (z.b. Loki und Hel) giengen leicht in den christlichen begrif teuflischer wesen über; schwieriger, und mit grösserem widerstand der volksmeinung, erfolgte die verwandlung der guten götter des altherthums in gespenster und teufel.“¹⁰⁶

Ein ziemlich ähnlicher Werdegang erfolgte auch bei Thor/Donar, ein Gewitter- bzw. Wettergott mit eindeutigen Elementen eines Vegetationsgottes,¹⁰⁷ dem divergente Fähigkeiten zugesprochen wurden: Die Aspekte der Wetterbeherrschung, der Fruchtbarkeit traten in den Hintergrund und es erfolgte eine Negativbesetzung aus der christlichen Perspektive. Zum Einen tritt Thor in der deutschen Bibel mit der Bedeutung des Gottlosen oder auch Lasterhaften auf, zum Anderen wird sowohl der phänomenologische Aspekt der nicht beherrschbaren Wettergewalt als auch die Neigung eines wütenden Gottes, der gern mal zum Hammer greift, sprachlich insoweit übertragen, dass jene, die ‚thoren‘ rasen, toben oder wahnsinnig sind.¹⁰⁸ An dieser Verbform kann wohl über eine Verbindung zwischen Thor/Donar und Tor/Narr nachgedacht werden, denn der Tor ist, nach dem Grimm’schen Wörterbuch, „eine verrückte, irrsinnige person [...], die] dem gesunden verstande zuwider, unbesonnen handelt, im gegensatze zum weisen, klugen, verständigen“¹⁰⁹.

¹⁰⁵ Grimm, Jacob, *Deutsche Mythologie*, Göttingen: Diederich’sche Buchhandlung 1835, S. 355.

¹⁰⁶ Ebd., S. 562.

¹⁰⁷ Vgl. Hoops, Johannes (Hrsg.), *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band A-E*, Straßburg: Karl J. Trübner 1911-13, S. 480f.

¹⁰⁸ Adelung, Johann Christoph, *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten besonders aber der Oberdeutschen. Vierter Theil, von Seb – Z*, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig: Breitkopf und Härtel 1801, S. 583.

¹⁰⁹ Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 21*, Leipzig: Hirzel 1854, Sp. 392.

Die Thor-Tor-Verbindung kann des Weiteren über das Attribut des Hammers bzw. Hämmerleins bekräftigt werden. Diese Personifikation des Donnergottes wird „auf den teufel, aber auch auf den henker (wie der henker öfter an stelle des teufels tritt, [...]) und endlich auch auf gaukler übertragen“¹¹⁰. Dieser kleiner Hammer steht somit für Thor, bezeichnet den Teufel und den Henker („henker euphemistisch für teufel, satan, wie die namen für beide oft tauschen“¹¹¹), einen Poltergeist und eben auch Gaukler, also Schausteller, was mitunter darauf zurückzuführen ist, dass gewisse Personengruppen diese „zunächst als zauberer dachte[n], die teufelskünste trieben“¹¹².

Die gewünschte Entmachtung des heidnischen Gottes wohl durch eine Negativbesetzung zum Einen und des Anstelle-Setzens eines der zentralen heidnischen-volkstümlichen Feiertage mit Johannes dem Täufer zum Anderen führte möglicherweise zu einer Rückwirkung: Thor wurde zum Toren – also zum Narren, zum Schalk, zum Geck – und die personelle Übertragung fand auf den hierfür zur Verfügung stehenden Namen statt, nämlich Johannes, also Hans und damit auch alle weiteren Hans-Variationen.

Die Verbindung zwischen Hanswurst und Teufel oder auch einer mythologischen Gottheit stellt dahingehend keine allzu große Erkenntnis da, weil sie bereits immer wieder angesprochen wird, unter anderem bei Herbert Hohenemser¹¹³ oder in der von Helmut Asper stark kritisierten Dissertation von Johann Friedrich Fischer unter dem Titel *Der Salzburger Hanswurst*. Zwar ist Fischers Einschätzung im Grundgedanken – auch in Anbetracht dieser Arbeit – nachvollziehbar, wenn auch die konkreten Bezeichnungen höchst fragwürdig bleiben: „Die komische Figur aus dem Bauernstande ist das Ergebnis verschiedener einander völlig entgegenstehender Faktoren. Diese Faktoren sind mythischer, sozialer, ständischer und spielmäsziger Natur.“¹¹⁴ Fischer führt auch die Verbindung zwischen der Sommersonnenwende und Johannes dem Täufer auf, ohne dabei genauer auf diese einzugehen,¹¹⁵ und verbleibt letztlich in sehr allgemeinen Analogieschlüssen, die nicht nach strukturellen Gemeinsamkeiten oder Synkretismen fragen, sondern Ähnlichkeiten sowohl räumlich als auch zeitlich undefiniert aufzählen:

¹¹⁰ Grimm, *Deutsches Wörterbuch*. Band 10, Sp. 317.

¹¹¹ Ebd., Sp. 991

¹¹² Ebd., 317.

¹¹³ Hohenemser baut eine ähnliche Verbindung auf, wie sie bei Reuling vorzufinden ist, jedoch bei weitem nicht so detailliert: „Knecht und Teufel sind – wie wir dieses bei der Bildung des romanischen Typus feststellen konnten – die wichtigsten Figuren, die alle vorkommende Komik im Laufe der Zeit in sich vereinigt haben, um endlich aufzugehen im Narrentypus der deutschen Bühne: Hanswurst.“ In: Hohenemser, Herbert, *Pulcinella, Harlekin, Hanswurst. Ein Versuch über den zeitbeständigen Typus des Narren auf der Bühne*, (Die Schaubühne. Quellen und Forschungen zu Theatergeschichte, hrsg. v. Carl Niessen u. Artur Kutscher; 33) Emsdetten: Heinrich und Lechte 1940, S. 41.

¹¹⁴ Fischer, Johann Friedrich, *Der Salzburger Hanswurst*, Diss., Universität Innsbruck, 1954, S. 17.

¹¹⁵ Vgl. ebd., S. 27f.

„Wotan wird zum Teufel. Vom Teufel der gemeineuropäischen mittelalterlichen Bühne gehen Fäden zu Hanswurst: die Ähnlichkeit zwischen dem mittelalterlichen Bühnenteufel und Hanswurst liegt im Aussehen, im Spiel und im Wesen. Im Aussehen ist es die Maske, die beiden, Teufel und Hanswurst, gemeinsam ist. Schwarze Gesichtsfarbe ist Attribut der volkstümlichen Ausstattung des Teufels. Der Teufel ist oft bärtig, eine teuflische Bartmaske aus Tirol gleicht dem bärtigen Hanswurstgesicht. Es gibt einen mittelalterlichen deutschen Bühnenteufel namens Bärtli, 'Struwelbart, 'huré', heisst im Mysterium 'Le Roi Avenir' ein Teufel, Hanswursts Bart hat seine Abstammung von des Teufels Bart nie verleugnet: Hanswurst hat eine 'verteufelte Personage'. Im Spiel und Wesen ist die Rügefunktion, die Spottlust und die tänzerische Bewegung für beide kennzeichnend. Der Teufel kommt auf die Bühne als Bestrafer der Laster. Einen der beliebtesten Mittel der Teufel, Heiterkeit zu erregen, ist der Tanz, Spottlust kennzeichnet sie wie Hanswurst. Hanswurst ist selber Teufel.“¹¹⁶

Gerade diese Gleichsetzung von Hanswurst und Teufel – auch wenn Ähnlichkeiten und Zusammenhänge vorhanden sein mögen – übersieht und vernachlässigt diverse Entwicklungslinien, die den Teufel nicht als *per se* heitererregende Figur darstellen, was Maximilian Josef Rudwin in seiner umfangreichen Studie *Der Teufel in den deutschen geistlichen Spielen des Mittelalters und der Reformationszeit* bereits 1915 klar zum Ausdruck bringt:

„Der Teufel im geistlichen Drama des Mittelalters ist also keine aus den Fastnachts- und Neujahrsschwänken entlehnte lustige Person, obgleich diese vielleicht bis zu einem gewissen Grade den Weg für ihn ebneten half. Zwar mußte es sich der geistliche Teufel des Mittelalters oder sein Vorgänger in den altgermanischen Zeiten gefallen lassen, bei Volksfesten in Person aufzutreten und die Rolle des Possenreißers und des vielgeprügelten Gegners der himmlischen Mächte zu spielen. Reste heidnischer Feste, auf denen Teufelsvermummungen auftraten, sind noch bis ins neunte Jahrhundert zurückzuverfolgen. Daß er aber derselbe ist, der uns auf der kirchlichen Bühne des Mittelalters entgegentritt, ist schwer zu behaupten. Der mittelalterliche Teufel mag nachher in Rede und Handlung mit dem Possenreißer des altgermanischen heidnischen Volksfestes zusammengeschmolzen sein; aber bei seinem ersten Auftreten im geistlichen Drama war er nichts weniger als ein trivialer Spaßmacher. Mit dem Teufel wird es wohl wie mit dem religiösen Drama überhaupt stehen. Wenn dieses auch nicht direkt von den heidnischen Festen abstammt, sondern ein Auswuchs der Kirchengesänge ist, verdankt es doch indirekt seinen Ursprung eben diesen heidnischen Festlichkeiten, die die Einführung des Kirchenrituals zu verdrängen beabsichtigte. [...] Der Teufel war, wie schon mehrfach bemerkt wurde, keinesfalls von Anfang an als eine komische Figur gemeint; und es ist ein großer Irrtum, wenn wir ihn einfach als Nachfolger des Spaßmachers in den Narrenfesten der alten Zeit oder als Vorläufer des Hanswurst oder Pickelhering des Renaissance-Dramas betrachten wollen.“¹¹⁷

Rudwin schließt demzufolge die gegenseitige Wirkung zwischen solchen Figuren/Gestalten nicht aus, plädiert (und argumentiert) aber eindeutig gegen allzu offensichtliche Analogieschlüsse, die Fischer zu unterstellen sind. Der Blick an dieser Stelle, den Fischer und auch andere AutorInnen unterlassen, richtet sich auf Bräuche, die am Johannistag stattfanden bzw. noch stattfinden. Die Liste hierfür ist schier unüberschaubar (meist mit Alkoholkonsum verbunden), wahrscheinlich wegen der Vielzahl an synkretischen Elementen, die in diesem

¹¹⁶ Vgl. ebd., S. 24.

¹¹⁷ Rudwin, Maximilian Joseph, *Der Teufel in den deutschen geistlichen Spielen des Mittelalters und der Reformationszeit. Ein Beitrag zur Literatur-, Kultur- und Kirchengeschichte Deutschlands* (Hesperia, Schriften zur germanischen Philologie, hrsg. v. Hermann Collitz; 6), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1915, S. 3f., 7f.

Zusammenhang sichtbar werden. Neben diversen Feuer- oder Wasserriten wurden oder werden auch weitere theatrale Darbietungen gegeben (die sich auch schon im Springen über das Johannisfeuer zeigen), so zum Beispiel in Schellbronn (Baden-Württemberg, Deutschland), worüber der Indogermanist Elard Hugo Meyer schreibt:

„Nachmittags [am Johannes- oder Butzenfest] verkleiden sich drei ledige Burschen in einem nahen Wäldchen als Johannes der Täufer, Bajaß und Herold. Dann werden sie von drei weißgekleideten, ebenfalls unkenntlichen Jungfrauen unter Musik und Begleitung der ganzen Einwohnerschaft abgeholt. Der Zug bewegt sich mit jenen drei berittenen Burschen, dem Herold an der Spitze, durch das ganze Dorf nach einer Lichtung im Walde, wo die drei Reiter bei Wein, Bier, Musik, Gesang und Tanz alle heiteren Vorkommnisse der Gemeinde zum Besten geben.“¹¹⁸

Meyer gibt leider nicht an, ob diese Tradition schon länger Bestand hatte oder im Zuge von ‚volkstümlichen Rückgewinnungsaktionen‘ in die Liste der Volksfeste wiederaufgenommen wurde. Nichtsdestotrotz können aus dieser Beschreibung folgende Elemente generiert werden: Drei ledige Jungen verkleiden – also maskieren – sich als Johannes, ein Herold und ein Art Clown, denn „Bajaß“ ist eine dialektische Umwandlung von ‚Bajazzo‘ im Deutschen. Die ebenso maskierten Jungfrauen und die damit verbundenen Festlichkeiten deuten auf einen Vegetationsbrauch hin.¹¹⁹ Die Verbindung zu einem ‚heidnisch-volkstümlichen‘ Fest zeigt sich aber erst deutlicher, wenn der Bajazzo näher betrachtet wird: Bajaß steht für Bajazzo und geht auf pagliaccio zurück, einem veralteten Ausdruck für Bajazzo, dieser wiederum kommt von pagliericcio, was u. a. Strohsack bedeutet, der wiederum aus paglia (= Stroh) gebildet wurde. Dieser Clown bzw. diese Strohpuppe tritt in dem beschriebenen Johannisbrauch in Form eines verkleideten Menschen auf; doch bei einer Vielzahl von Johannisbräuchen im deutschsprachigen Raum wird diese Strohpuppe verbrannt (in diesen Fällen sind sie auch nur aus Stroh). Strohpuppen solcherart existieren auch unter unterschiedlichen Namen, einer, der wohl am häufigsten vorkommt, ist der „Sonnwendhansl“ (allein in Oberösterreich tritt er 73 mal auf).¹²⁰ Das Verbrennen solcher Strohfiguren gilt einerseits als eine Opfergabe zum Schutz vor Wetterschäden¹²¹ – besonders vor Gewitterschäden, was auf die Verbindung zu Thor/Donar verweist¹²² – und kann andererseits in einem zyklischen (‚volkstümlichen‘) Verständnis gedeutet

¹¹⁸ Meyer, Elard Hugo, *Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert*, Straßburg: Karl. J. Trübner 1900, S. 227

¹¹⁹ Vgl. Hoffmann-Krayer, Eduard/Bächtold-Stäubli, Hanns, *Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Hieb- und Stichfest-Knistern* (Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde; 1), Berlin: De Gruyter 1974, S. 705.

¹²⁰ Vgl. Wolfram, Richard, *Österreichischer Volkskundeatlas*, unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hrsg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich unter der wissenschaftlichen Leitung ihres Vorsitzenden Richard Wolfram, Wien: Böhlau 1968, S. 56.

¹²¹ Vgl. ebd., S. 57.

¹²² Dieser Konnex kann über Johann Georg Francks Verweis in *De Impositione Nominum* gebildet werden: „Wo ein Johannes im Hause ist / da schlägt der Donner nicht ein; und da er gleich einschlägt / thut er

werden, nämlich dass mit diesem rituellen Akt das Alte und somit auch das Lebensfeindliche zugunsten des Neuen (im Sinne eines gebärenden Todes) verbrannt wird.¹²³ Durch diesen Verweis bekommt die zu einem Nationaltheatermythos gewordene Verbannung und Verbrennung des Hanswurst durch die Neuberin eine weitere Perspektive. Zur Frage steht, ob die hier angeblich durchgeführte Verbannung, die historisch nicht belegt ist, und die daraus entstandene Verbrennung nicht auf einen Sonnwendhansl verweist.

Gerade in der zeitlichen Markierung eines Wandels findet sich nicht nur hinsichtlich der Sommersonnenwende – in dem beschriebenen Fall am Johannistag – eine besondere Struktur, die eine teuflische Verbindung zu Hanswurst aufzeigt, sondern auch bei der Wintersonnenwende. Hierbei handelt es sich anfangs um eine Art weiblichen Dämon, der unter vielen Namen vor allem im Alpenraum bekannt ist, so z.B. Dreikönigspercht, Schiachpercht, Schönpercht, Schnabelpercht, Perchtlfrau, Stampa, Luzia, Baba, Pudelfrau, Hexe, Rauhweib¹²⁴; die bekanntesten lauten in aller Kürze ‚Frau Percht‘ oder ‚Domina Perchta‘. Eine Figur, die den Jahreswandel, den kürzesten Tag, aufzeigt, die „die Tag- und Nachtseite des Lebens zu gegensätzlicher Einheit [verbindet, D.K.], erst beides zusammen ist das Ganze“¹²⁵. Diese Verbindung zeigt sich in ihrem Namen, der aus dem Althochdeutschen kommend sowohl auf das Glänzende, Helle als auch auf das Verbergende, Verhüllende verweist.¹²⁶ Sie treten zum Einen als Einzelgestalten auf und zum Anderen in Seelenheeren,¹²⁷ werden dabei auch mit der ‚Wilden Jagd‘ bzw. dem ‚Wilden Heer‘ in Verbindung gebracht.¹²⁸

Bereits in der ersten schriftlich überlieferten Beschreibung des ‚Wilden Heeres‘ (bzw. der Hellekinleute) vom normannischen Historiker Ordericus Vitalis erscheint eine Hexe, die als Führerin der ungetauft verstorbenen Kindern mit dem Heer während der Herbststürme durch die Lüfte zieht.¹²⁹ Und so verhält es sich auch bei den Perchten, sie treten, sofern sie in einer Schar mit anderen Gestalten erscheinen, zumal als Kinderseelenführerinnen auf.¹³⁰ Dass es sich

doch keinen Schaden. Daher ist der Name Johannes so gemein geworden.“ In: Franck, Johann Georg, *De Impositione Nominum. Inclutae Facultatis Philosophicae*, Leipzig: Scholvinus 1689, §XXVI.

¹²³ Vgl. o. N., *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*, 95, Wien: Berger 1965, S. 293.

¹²⁴ Müller, Felix/Müller, Ulrich, „Percht und Krampus, Krampel und Schiach-Perchten“, in: Müller, Ulrich/Wunderlich, Werner, *Dämonen. Monster. Fabelwesen* (Mittelalter Mythen; 2), St. Gallen: UVK 1999, S. 449-460, hier: S. 449

¹²⁵ Wolfram, Richard, *Percht und Perchtengestalten* (Österreichischer Volkskundeatlas; 6. Lieferung, 2. Teil, 1979), Wien: Böhlau 1979, S. 4

¹²⁶ Vgl. ebd., S. 4

¹²⁷ Vgl. Waschnitius, Viktor, *Percht, Holda und verwandte Gestalten. Ein Beitrag zur deutschen Religionsgeschichte* (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-Historische Klasse; 174,2), Wien: In Kommission bei Alfred Hölder 1914, S. 142.

¹²⁸ Vgl. Wolfram, *Percht und Perchtengestalten*, S. 29.

¹²⁹ Vgl. Driesen, Otto Iwan, *Der Ursprung des Harlekin. Ein kulturgeschichtliches Problem* (Forschungen zu neueren Literaturgeschichte, hrsg. v. Franz Muncker; 25), Hildesheim: Gerstenberg 1977 [Nachdruck der Originalausgabe, Berlin: Alexander Duncker 1904], S. 110f.

¹³⁰ Vgl. Waschnitius, *Percht, Holda und verwandte Gestalten*, S. 142ff.

hier wohl bereits auch um eine christliche Umdeutung handelt, zeigt der Volkskundler Richard Wolfram¹³¹ auf:

„Ein weiterer christlicher Einfluß ist es, daß die Percht zur Seelenführerin der ungetauft verstorbenen Kinder gemacht wurde. Verbunden mit dem ‚Motiv des Letzten‘ und der ‚Erlösung durch Namensgebung‘. [...] Als Führerin der ungetauft verstorbenen Kinder, also noch nicht der Kirche zugehörigen Kinder, bleibt die Percht allerdings auch in dieser Funktion im Heidnischen.“¹³²

Ähnlich wie bei der Umgestaltung der Sonnwendfeier in den Johannistag verhielt es sich auch bei der Wintersonnenwende. Zum Einen wurde der 13. Dezember zum Feiertag der Hl. Lucia von Syrakus.¹³³ Der Name Lucia, die Leuchtende (vom Lat.: *lux*), deutet auf die eine Seite der ‚Domina Perchta‘ hin, nämlich auf *perhat* das Glänzende oder Helle, während die verbergende Seite ausgespart wird. Zum Anderen wird in alemannisch geprägten Kulturkreisen der Berchtholdstag im Januar zelebriert; ob hier die Ursprünge bei den Perchten liegen, ist nicht eindeutig belegbar, wobei die dabei stattfindenden Praktiken, u. a. laute, groteske Maskenumzüge,¹³⁴ auf die ‚Wilde Jagd‘ bzw. auf die Perchten verweisen könnten. Wo nun genau die Ursprünge dieser Praktiken liegen, ist nicht gänzlich belegbar; dabei erscheinen gerade die Forschungen der Germanistin und Linguistin Erika Timm unter dem Titel *Frau Holle, Frau Percht und verwandte Gestalten. 160 Jahre nach Jacob Grimm aus germanistischer Sicht betrachtet* als höchst angebracht. Timm führt eine detaillierte Analyse von Frau Holle und Frau Percht durch und kommt zu dem Ergebnis, dass trotz einer Vielfalt von äußerst identischen Motiven beide Figuren nie gemeinsam auftreten und die geografische Grenze zwischen beiden ziemlich klar gezogen werden kann. Dies lässt die Deutung, dass es sich bei Frau Percht wohl um eine keltisch geprägte Figur handelt¹³⁵: „Die Percht unterscheidet sich von unseren anderen Gestalten dadurch, daß sie mitgeformt ist durch Elemente südöstlicher Herkunft, womöglich aus dem vorgermanischen Substrat.“¹³⁶

Perchten als mythologische Figuren haben sowohl eine bestrafende als auch eine belohnende Funktion, wie es Viktor Waschnitius darlegt¹³⁷; doch bei den Umzügen, d.h. in den Bräuchen,

¹³¹ An dieser Stelle ist nicht zu verschweigen, dass Richard Wolfram ab 1932 der NSDAP in Wien beigetreten ist und sich rege, sowohl wissenschaftlich als auch journalistisch, für die Partei einsetzte. Vgl.: Ottenbacher, Albert, *Richard Wolfram*, in:

http://doewweb01.doew.at/thema/thema_alt/ns_wissen/wolfram/wolfram.html,
Zugriffsdatum: 15.05.2013

¹³² Wolfram, *Percht und Perchtengestalten*, S. 113.

¹³³ Vgl. ebd., S. 16.

¹³⁴ Vgl. Bachmann, Albert/Gröger Otto (Leitung), *Schweizerisches Idiotikon. Zwölfter Band. D-, T- bis D-m*, Frauenfeld: Huber & Co. 1961, S. 961ff.

¹³⁵ Vgl. Timm, Erika, *Frau Holle, Frau Percht und verwandte Gestalten. 160 Jahre nach Jacob Grimm aus germanistischer Sicht betrachtet*, unter Mitarbeit von Gustav Adolf Beckmann, Hirzel: Stuttgart 2003, S. 237ff., S. 320.

¹³⁶ Ebd., S. 324.

¹³⁷ Vgl. Waschnitius, *Percht, Holda und verwandte Gestalten*, S. 159.

zeigen sich einerseits Praktiken, die in einer repräsentativen Form auf diese mythologische Figur und deren Umfeld, die ‚Wilde Jagd‘, verweisen – die sich andernorts auch bei den sogenannten Charivari¹³⁸ finden¹³⁹ –, andererseits wird eine Spaltung dieser Figur sichtbar: Allein im Auftreten von Schiachperchten (*schlach* = hässlich) und Schönperchten wird eine Reformierung dieser Figur sichtbar. Sie erscheint nicht mehr in der Gleichzeitigkeit von Belohnung und Bestrafung, sondern wird geteilt in zwei Figuren – die Teilung einer Figur mit einer Doppelstruktur in zwei einzelne Figuren, die gerade im theatralen Bereich nichts Außergewöhnliches darstellt. Nun wäre es hinsichtlich der räumlichen Verbreitung und auch der diversen Ursprüngen und Genealogien ebenso mitzudenken, dass neben den Elementen, Praktiken und Strukturen einer Sommersonnenwende auch jene einer Wintersonnenwende an der Gestaltung und Formung einer Hanswurst-Figur mitgewirkt haben.

Wird an dieser Stelle die hier angeführte Genese nochmals vorgeführt, so begann die Untersuchung damit, dass Hänse, nämlich als solche bezeichnet, im theatralen Kontext ein europäischen Phänomen darstellen, was notwendigerweise auf eine einigermaßen einheitliche, flächendeckende Entwicklung verweist, die über die Verbindung der Sonnwendfeier und den Feierlichkeiten zu Ehren von Johannes dem Täufer und auch der Perchten-Bräuche als annehmbar erscheint. Reulings These der Schaffung eines Hanswurst aus der additiven Synthese von Knecht Rubin und dem Teufel (exemplarisch vorgeführt am Innsbrucker Osterspiel) deutet verstärkt auf diese Verbindung von Thor/Donar und Johannes dem Täufer hin, ebenso die hier aufgezeigte von Tor und Thor: Jedoch ist die Gleichsetzung von Hanswurst und Teufel, wie sie Fischer vorschlägt, nicht haltbar, wie mit der Argumentation von Rudwin gezeigt wurde. Ein weiterer Beleg für diese synkretische Verbindung wurde exemplarisch an zwei volkstümlichen Bräuchen am Johannistag gezeigt, über das theatrale Auftreten eines Johannes, eines Herolds und Bajazzos sowie über das Verbrennen von sogenannten Sonnwendhansln sowie der Verbindung der Perchten mit der ‚Wilden Jagd‘. Die hier angebrachten Hypothesen scheinen gerade der Beobachtung von Münz hinsichtlich Guglielmino, Zanni, Harlekin, Pulcinella, Tabarin und Bernardon, aber auch Hanswurst und Eulenspiegel zu bestärken:

„In seinem 1989 erschienen Buch *Le maschere di Guglielmino* – aus einem Universitätskurs in Florenz hervorgegangen – hat Avalor »unseren«, d.h. mitteleuropäischen Trixter, den Proto-Zanni entdeckt, und zwar in einem Zeugnis aus dem Jahr 1290; das heißt ein Wesen, das in einer Figur *beides gleichermaßen* verkörpert: Betrüger und Betrogener / Täter und Opfer / Schlauer und Dummer / Guter und Böser / Macher und Gemachter / Komiker und Tragiker / Clown und Bajazzo / Narr und Weiser / Teufel und Engel“.¹⁴⁰

¹³⁸ Vgl. Driesen, *Der Ursprung des Harlekin*, S. 107ff.

¹³⁹ Eine kulturgeschichtliche Kontextualisierung von Perchten, Odin, Rüge- und Strafritualen sowie den Charivari versucht der französische Psychoanalytiker und Literaturwissenschaftler Henri Rey-Flaud. Vgl. Rey-Flaud, Henri, *Charivari. Les rituels fondamentaux de la sexualité*, Paris: Payot 1985.

¹⁴⁰ Münz, „Commedia Italiana“, S. 149.

Aus der möglichen Genese des Hanswurst aus Thor/Donar, Johannes dem Täufer und den Perchten ergibt sich letztlich, an Münz's bzw. Avalles Gedanken anschließend, dass diese Figur schon in ihrer Erschaffung eine Doppelexistenz darstellt, nämlich eine heidnische Gottheit und einen christliche Heiligen.

WURST – GROTESKES KÖRPERKONZEPT

Die drei Würste des Hans

Die bisherigen Fokussierungen beliefen sich auf Hans in Hanswurst und zeigten dahingehend eine Vielzahl von Verbindungen auf, die sowohl eine breite gesellschaftliche Streuung offenbarten – die Unmenge an sprichwörtlichen Hänsen in sämtlichen gesellschaftlichen Ständen – als auch Bezüge zu einem europäischen Phänomen herstellten – das Zusammenfallen der Sonnwendfeier mit dem Johannistag und die damit mögliche Verwandtschaft zwischen Thor/Donar (infolge der Christianisierung somit mit dem Teufel), Johannes dem Täufer und den Bräuchen zur Wintersonnenwende. Nun gilt es einen Blick auf die Wurst oder vielmehr die Würste des Hanswurst zu werfen.

Sowohl die Handlungen von Hanswurst als auch der Begriff Wurst werden dabei in diversen Arbeiten nach wie vor mit gewissen Konnotation in Verbindung gebracht; so findet sich hierzu bei Beatrix Müller-Kampels *Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert* exemplarisch die Bemerkung, dass Hanswurst „beständig gegen das rechte Maß sowohl im Ausdruck als auch im Verhalten [verstieß, D.K.] und erging sich unaufhörlich in sexuellen und fäkalen Späßen. Charakterlich eigneten ihm Verfressenheit, Sauflust, Dummheit, ständige Lüsternheit, Ängstlichkeit, Wichtigtuerei, Gerissenheit und Verschlagenheit.“¹⁴¹ Gerade diese Elemente stellen Müller-Kampel sowie weitere AutorInnen vor ein Problem: Wie kann mit dieser Figur adäquat umgegangen werden? Mit dem Blick auf dieses Verhalten wird Hanswurst dementsprechend mit gewissen Begriffsbildungen markiert; die Konzentration fällt damit auf die Frage: Welche Aussage oder auch Motivation verbirgt sich hinter diesen „sexuellen und fäkalen Späßen“? Die Antwort ist ziemlich unbefriedigend: ‚Spaßtheater‘. Ein kritisches, revolutionäres Potential möchte man dieser Figur nicht zusprechen¹⁴², so dass Hanswurst letztlich nur in einer Unterscheidung – auf einer Definition *ex negativo* aufbauend – definiert und letztlich als ein sogenannter Lustigmacher abgestempelt wird:

„Auch Stranitzkys Lustigmacher brambasierte ebenso tolpatschig wie prahlerisch über die Bühne, doch unterschied er sich vom Hanswurst alltagssprachlichen Zuschnitts wie auch vom

¹⁴¹ Müller-Kampel, *Hanswurst, Bernardon, Kasperl*, S. 11.

¹⁴² Die Argumentation für dieses Urteil unterscheiden sich zwar, sind dementsprechend gelungener oder nicht, führen jedoch zu demselben Ergebnis. Vgl. Müller-Kampel, *Hanswurst, Bernardon, Kasperl*, S. 22. Oder: Vgl. Asper, *Hanswurst*, S. 170. Oder: Rommel, Otto, *Die Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welt-Theater bis zum Tode Nestroys*, Wien: Schroll 1952, S. 290. Oder: Münz, Rudolf, *Das »andere« Theater. Studien über ein deutschsprachiges teatro dell'arte der Lessingzeit*, Berlin: Henschelverlag Kunst und Gesellschaft 1979, S. 121.

französischen Jean Potage, dem italienischen Maccaroni, dem englischen Jack Pudding und den unterschiedlichen Pickelhering-Gestalten, die in ganz unterschiedlichen Grotteskkostümen auftraten, durch das äußere Profil der Figur: durch Kostüm, Name und Herkunftslegende – und nicht durch Form und Inhalt der Komik. Als Faselhans, Gaffhans und Prahlhans will Hanswurst stets eine besondere Wurst gebraten haben, vergilt er konsequent Wurst wider Wurst und legt, wenn es um die Wurst geht (was nicht selten seinen Penis meint), auch wohl jemanden eine hölzerne Wurst aufs Kraut (verprügelt ihn also).¹⁴³

Ähnlich wie bei der kommentarlosen Hinnahme des Wandels von hans myst über Hans Mist zu Hans Worst wird ebenso eine Kontextualisierung ausgespart, obwohl hier zumindest eine Aufzählung der sprachlichen Konnotationen von Wurst stattfindet.

Doch gerade die Verbindung zwischen myst und Worst scheint in diesem Zusammenhang von Interesse zu sein: Eine mögliche Bedeutungsnahe zwischen den beiden Begriffen besteht insofern, dass Mist ein synonyme Begriff von Kot und¹⁴⁴ somit geradezu geeignet ist, die Funktion eines Kraftausdrucks anzunehmen. Die Wurst wird auch im Grimm'schen Wörterbuch als „von der wurstförmigen ausleerung des darms, 'exkreme[n]te, kot'¹⁴⁵ bezeichnet und steht eben auch für „körperteile. vor allem, derb verhüllend für das männliche glied“¹⁴⁶; dass die Wurst auch ein Lebensmittel bezeichnet, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Dementsprechend besteht die Wurst aus drei Bedeutungsbereichen: Kot, Penis und Speise. Wie stehen diese Bedeutungen in einem Zusammenhang und wäre es damit möglich, eine Aussage über Hanswurst zu treffen? Falls sie nicht in einem Zusammenhang stehen würden, könnte ein beliebiger Austausch dieser der Elemente stattfinden, doch der stete Verweis auf das Skatalogische/Fäkale, Sexuelle und Kulinarische bezeugt, dass diese Elemente nur in ihrer Verbindung zu denken sind.

Ein möglicher Anhaltspunkt für diesen Ansatz findet sich bei Martin Luther: „ein testament eins paffen ist wie ein wurst, die isst man, dein egeritur, sus devorat, vnd wird wider ein wurst, sic sine fine“¹⁴⁷. Die luthersche Beschreibung drückt gerade die Verbindung aus, ein zyklisches Weltverständnis, welches sich auch auf Mist, nämlich als Dünger, ebenso beziehen lässt. Dieses, welches nicht nach den Regeln einer positivistischen Entwicklung verläuft, findet sich in den Ausführungen von Michail Bachtin zum Grotesken, zum Lachen, zu ‚volkstümlichen‘ Motiven François Rabelais'. Hier bietet Bachtin, trotz seiner öfters romantisierenden Sicht auf die „Volkskultur“, eine erstaunliche Definition von Kot, Fäkalien an, die sowohl thematisch als auch zeitlich zu den hier ausgeführten Betrachtungen, zu Hanswurst, passen:

¹⁴³ Müller-Kampel, *Hanswurst, Bernardon, Kasperl*, S. 11.

¹⁴⁴ Vgl. Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 12*, Sp. 226.

¹⁴⁵ Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 30*, Leipzig: S. Hirzel 1854, Sp. 2306.

¹⁴⁶ Ebd., Sp. 2306.

¹⁴⁷ Luther, Martin, *Tischreden 1531-46. Erster Band. Tischreden aus der ersten Hälfte der dreißiger Jahre*, hrsg. v. Ernst Krocke, Weimar: Böhlau 1912, S. 137.

„Scheiße ist die *heitere Materie*. In den ältesten skatologischen Motiven ist sie, wie schon erwähnt, mit Zeugungskraft und Fruchtbarkeit verbunden. Andererseits ist sie die *Mitte* (Mittlerin) *zwischen Erde und Körper*, etwas, das beide einander annähert. Sie ist ein Mittelding zwischen dem lebendigen Körper und dem toten Körper, der sich zersetzt und zu Erde, zu *Dünger* wird. Der Körper gibt der Erde, solange er lebt, Kot, der *Kot macht die Erde fruchtbar, ebenso wie der Körper eines Toten*.“¹⁴⁸

So vulgär es auch klingen mag, die Bedeutungsverbindung von Mist und Wurst liegt in dem Motiv der *heiteren Materie*, die aus der Eindeutigkeit eine Vieldeutigkeit macht, eine Signifikanten-Pluralität schafft. Hier anknüpfend wäre der Gedanke angebracht, der dahingehend bereits aufgekommen ist: Wieso konnte gerade Hanswurst diesen Bekanntheitsstatus erreichen und nicht ein potentieller ‚Fritz Wurst‘ oder ‚Heinz Wurst‘?

Womöglich ist gerade die Möglichkeit des Ausdrucks der Pluralität der Garant dafür gewesen, wieso Hanswurst diese Popularität erlangen konnte. Mit der Ankoppelung von Wurst an den Namen Hans, der bereits einen hohen bzw. allgemeinen Erkennungswert hat, mythologische Verbindungen eingehen kann, zeigt sich das Potential des Spielerischen. Diese narrenhafte bzw. karnevaleske Figur drückt in ihrem Namen und somit in der Sprache selbst ein besonderes Weltgefühl aus, „[e]in Weltgefühl, das sich allem Abgeschlossenen und Vollendeten, allen Ansprüchen auf Unerschütterlichkeit und Ewigkeit widersetzt, [es, D.K.] benötigte dynamische und (»proteushafte«) wandelbare, spielerische und bewegliche Ausdrucksformen.“¹⁴⁹ Und solch eine Wandelbarkeit zeigt sich in der äquivoken bzw. homonymen Wurst: Bei Luther ist die Wurst bereits ein Nahrungsmittel wie Verdauungsprodukt; des Weiteren bezeichnet sie auch den Penis. Solche möglichen Mehrdeutigkeiten finden sich in *Ein hupsch vasznachtspil von zweien eeleuten*¹⁵⁰, *Ein vasznachtlyet der collender zu Nürnberg genant*¹⁵¹ sowie *Der wittwen und tochter vasnacht*¹⁵², die sich dem Wortspiel zwischen der Wurst als Nahrungsmittel und der

¹⁴⁸ Bachtin, Michail, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, übersetzt von Gabrielle Leupold, hrsg. und mit einem Vorwort von Renate Lachmann (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 1187), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1991, S. 216f.

¹⁴⁹ Ebd., S. 59.

¹⁵⁰ „Hauswirt, du bist auf dem rechten weg; / Dann werst du faul, so wer ich treg; / Und wurd dich nach anderen weibren dursten, / So wurd mich gelangen nach fremden wursten. / Ein eeman, der sein futer außtregt / Und das für fremd pübin darlegt, / Der bringt seinem weib heim die spreuen, / So muß sie die vrasen keuen.“ In: „19. Ein hupsch vasznachtspil von zweien eeleuten“, in: Keller, Adelbert von (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, Tübingen: Laupp 1853, S. 160-168 hier: S. 167.

¹⁵¹ „Die lieb heilig vaßnnacht / Die macht vnns vil der narren / So wirt dann heitz vnd Conntz vnd metz / Bey einander beharren / So gibt der heintz der metzen einen smutz / Das ist in beyden eben / Damit erwirbet sie ein wurst / In ihren rawhen kreiben.“ In: „Ein vasznachtlyet der collender zu Nürnberg genant“, in: Keller, Adelbert von (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dritter Theil*, Tübingen: Laupp 1853, S. 1103-1107, hier: S. 1107.

¹⁵² „Ich hab die tochter wol gemerkt; / Sie maint, ir leib sei also gesterkt, / Das sie eim jungen kampfs genug wil geben; / Si hungert und dürstt noch eelichem leben; / Wann ain pfunt mansflaischs ir vil lieber wer, / Denn edels wilprets zehen zentner schwer. / Darümb wer ir recht und wol wöll thun, / Der geb ir ain wurst für ain repfun. [...] Ist nun die tochter alt genug ann jarn / Und kan auch wol freuntlich geparn, / Wenn sie denn übel hungert und türst / Nach einer rohen rauhen wüerst, / Wer will ir darümb übel sprechen? Sie laß ir in das flaischgaden prechen, / Da man denn solch wüerst einhenkt. / Der

Wurst als männliches Glied widmen. Dies als einen stumpfen Wortwitz zu degradieren, wäre wohl nicht angebracht, denn genau in der Verbindung von Nahrung, Kot und Sexualität zeigt sich eine besondere Einstellung zum körperlichen, materiell-leiblichen Leben, der eine Universalität deutlich macht: „Alle Erscheinungen des körperlichen Lebens und alle Dinge, anders gesagt, nicht auf die einzelne biologische Person bezogen und nicht auf den einzelnen egoistischen homo oeconomicus, sondern auf einen kollektiven Volks- oder Gattungskörper“¹⁵³, der unter anderem einen adäquaten Stellvertreter im Kollektivnamen Hans gefunden hat. In der Verbindung mit der Wurst bzw. den Würsten werden nicht nur zyklische Transformationsvorgänge behandelt, sondern eine generelle Offenheit zur Welt:

„Alle diese hervorstehenden oder offenstehenden Körperteile werden dadurch bestimmt, daß in ihnen die Grenzen zwischen Leib und Leib und Leib und Welt im Zuge eines Austausches und einer gegenseitigen Orientierung überwunden werden. Die wesentlichen Ereignisse im Leben des grotesken Leibes, sozusagen die Akte des Körper-Dramas, Essen, Trinken, Ausscheidungen [...], Begattung, Schwangerschaft, [...] durch einen Leib – alles das vollzieht sich an den Grenzen von Leib und Welt, an der Grenze des alten und des neuen Lebens.“¹⁵⁴

Findet nun diese Körpervorstellung eine Anwendung auf Hanswurst, so gilt es ebenso, gewisse idealistisch-ästhetische Begriffskonzepte zu hinterfragen, die für diese Figur gebraucht werden. Wenn Müller-Kampel von „charakterlich“ spricht, dementsprechend auf ein bestimmtes Theater- und Ästhetikverständnis verweist – nämlich auf individuelle, persönliche, damit psychologisierende Bedingungen eines Verhaltens –, welche eine perspektivische Verzerrung im Blick auf diese Figur verursachen, damit Hanswurst nach ‚aufgeklärten‘ Maßstäben beurteilt wird und demzufolge zentrale Elemente, die zum Verständnis dieser Figur beitragen könnten, ausgegrenzt oder diskreditiert werden; dementsprechend gelte zu fragen, inwieweit sich ein „grotesker Realismus“ im Hanswurst zeigt:

„Im grotesken Realismus ist das materiell-leibliche Element etwas *Positives*, es erscheint keineswegs als privat-egoistisch oder isoliert von den anderen Lebensbereichen. Als *Universales und das ganze Volk Umfassendes* wirkt es vielmehr der *Abgrenzung von den materiell-leiblichen Wurzeln der Welt* entgegen, verhindert *Absonderung und Sich-Verschließen*, abstrakte Idealität und alle *Ansprüche auf eine von Körper und Erde befreite, unabhängige Bedeutsamkeit*. Noch einmal: Körper und körperliches Leben haben hier kosmischen und zugleich das ganze Volk umfassenden Charakter. Dabei ist nicht der Körper oder die Physiologie im engeren, heutigen Sinn gemeint; der Körper ist noch nicht individualisiert und von der restlichen Welt noch nicht getrennt. Träger des materiell-leiblichen Prinzips ist weder eine selbstständige biologische Person noch das bürgerliche egoistische Individuum, sondern das *Volk*, ein sich stest entwickelndes und

nachthunger junkfrauen und frauen krenkt.“ In: „97. *Der wittwen und tochter vasnacht*“, in: Keller, Adelbert von (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil*, Tübingen: Laupp 1853, S. 747-750, hier: S. 748, 750.

¹⁵³ Bachtin, *Rabelais und seine Welt*, S. 69.

¹⁵⁴ Bachtin, Michail, *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*, aus dem Russischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Alexander Kaempfe, Frankfurt a. Main: Fischer 1990, S. 17.

erneuerndes Volk. Daher ist hier alles Körperliche so grandios, hyperbolisiert und maßlos. Die Übertreibung hat *positiven, bestätigenden Charakter*. Leitthema in all diesen Motiven des materiell-leiblichen Lebens ist Fruchtbarkeit, Wachstum, grenzenloser Überfluß.¹⁵⁵

Es bleibt zwar spekulativ, doch es scheint die Bekanntheit des Hanswurst an der Möglichkeit zu liegen, dass er fast in jedem Stand auffindbar ist (bäuerlich, wirtschaftlich privilegiert, militärisch) und dabei mit seinen Würsten den Zyklus, die Offenheit, die Vielseitigkeit und Varietät perfekt zur Darstellung bringen kann; im Namen Hanswurst steckt etwas ‚Jokerhaftes‘. Wie nun konkret der Wandel von hans myst zu Hans Worst aussah, bleibt mehr als spekulativ. Ein möglicher Anhaltspunkt könnten die Fastnachtsspiele sein: Noch vor dem Erscheinen vom *Narrenschiff* 1494 finden sich Fastnachtsspiele mit ähnlich klingenden Figuren wie Heinz Mist bei Rosenplüt. Hans van Ghetelens Ausgabe des *Narrenschiffs* stammt, wie auch er selbst, aus Lübeck, eine Stadt, in der mindestens seit dem Jahr 1430 Fastnachtsspiele zur Aufführung gebracht wurden.¹⁵⁶ Vielleicht ist die Vermutung angebracht, dass in den dort aufgeführten Spielen eine Figur, wie Hans Worst und/oder Hans Mist, auftauchte und Hans van Ghetelen solche Spiele besuchte.

Dies erscheint dahingehend möglich, da in dem Fastnachtspiel *Henselin*¹⁵⁷ (oder *Henselyn*), welches nach 1497 herausgegeben wurde¹⁵⁸, eine gewisse Bauer/Knecht-Figur erscheint, die Tytke Druckeworst genannt wird. Tytke Druckeworst begleitet die drei Söhne seines Herrn, um sie über Rechtfertigkeit aufzuklären; in einer totentanz-ähnlichen Struktur werden der Kaiser, Fürsten, Adelige, Gesellen, Landsknechte, Frauen etc. befragt. Das Fastnachtspiel endet mit einem kurzen Monolog von Tytke Druckeworst:

„Tytke Druckeworst is myn name,
Der olden kledynge ik my nicht enschame;
Myn vader unde grote vader gingen ok also.
10 Alsus antworde ik dy, Henselyn, weder darto:
S. XXIV In seer korter tyd, / so werde wy quyd
Alle desser werlde stucke;
Des laet uns myt flyd, / so wy nu hir syd,
Soken eyen ewich ghelucke.
5 Myt rechtferdicheyt, / barmherticheyt,
Uns flitich dar ynne prysen;
So is un bereyt / in der ewicheyt:
Wy uns dar salich bewysen.“¹⁵⁹

¹⁵⁵ Bachtin, *Rabelais und seine Welt*, S. 69.

¹⁵⁶ Wuttke, Dieter (Hrsg.), *Fastnachtsspiele des 15. und 16. Jahrhunderts*, Stuttgart: Reclam 2006, S. 425.

¹⁵⁷ Henslin = Penis

¹⁵⁸ Vgl. Walther, Christoph, „Das Fastnachtspiel Henselin“, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, 3 (1877), Bremen: J. Küthmann's Buchhandlung 1878, S. 9-36, hier: S. 27.

¹⁵⁹ o. N., „Das Fastnachtspiel Henselin oder Von der Rechtfertigkeit“, in: Walther, Christoph, „Das Fastnachtspiel Henselin“, S. 9-23, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, 3 (1877), Bremen: J. Küthmann's Buchhandlung 1878, S. 9-36, hier: S. 23. Eine mögliche Übersetzung könnte folgendermaßen lauten: „Tytke Druckeworst ist mein Name, / Der alten Kleidung schäme ich mich nicht; / Mein Vater und Großvater gingen auch so. / So antworte ich dir, Henselyn, wiederum da: / In sehr

Einen ähnlichen Stoff findet man in dem Fastnachtspiel *Von der alten und neuen Welt und von Gerechtigkeit* (im ndd. Original: *rechtverdichey*) aus dem Jahr 1466, doch ohne einen ‚Tytke Druckeworst‘.¹⁶⁰ Nun tritt dieser Bauer/Knecht als Vertreter des Alten und des Neuen auf, somit wäre hier auch die Frage nach einem zyklischen Verständnis (im Sinne eines gebärenden Todes) angebracht. Und auch bei ihm findet sich eine ähnliche sprachliche Kreation, wie sie sich auch bei Hanswurst gezeigt hat: ‚Tytke‘, gebildet aus dem Stamm *thius-*, *diet-*, welcher vom althochdeutschen *thiot* = Volk stammt¹⁶¹ (in weiterer Folge dient auch Tytke als eine Koseform von Matthias). Damit referiert der Vorname auf eine Allgemeinheit, ähnlich wie bei Hans. Und Druckeworst: „[I]n Druckeworst könnte, da an einen Scherznamen für Metzger hier nicht zu denken ist, ein unflätiger Sinn liegen.“¹⁶² Was nun dieser „unflätiger Sinn“ ist, lässt sich erahnen, aber nur schwer auf Basis von Dokumenten belegen, so dass wohl auch hier an die Wurst bzw. Worst in ihrer Vielheit und Vielfalt zu denken ist.

kurzer Zeit, so werden wir verlassen / Aller Stücke dieser Welt; / Das lässt uns mit treiben / so lange wir hier sind, / Suchen wir ewig ein Glück. / Mit Rechtfertigkeit, / Barmherzigkeit, Zeigen wir uns darin preiswürdig; So ist für uns bereit / in der Ewigkeit; Da sind wir selig.“

¹⁶⁰ Vgl. Walther, „Das Fastnachtspiel Henselin“, S. 33f.

¹⁶¹ Vgl. Arndt, *Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters*, S. 47.

¹⁶² Ebd., S. 82.

Ein körperliches Drama

Das dreifache Verständnis einer Wurst – als Stellvertreter für Speise, Kot und Penis – führte über Luther und den Ausführungen von Bachtin zum „grotesken Realismus“, der insofern zum Verständnis von Hanswurst beitragen kann, dass dadurch sowohl ein generelles Überdenken gewisser Begrifflichkeiten stattfinden kann – jene Begriffe, die sich einem ästhetischen Konzept der neuzeitlichen, aufgeklärten Schönheit und Reinheit verpflichtet haben, führen letztlich zu einer Scheuklappenperspektivierung auf eine Figur wie Hanswurst (z.B. „Spaßtheater“ oder „lustig“) – als auch eine bestimmte Körper- und Weltvorstellung Bezüge und Herkünfte eines Hanswurst offenlegt, die sonst aufgrund idealistisch-idealisierender Formen und damit bereits voreingenommener Fragenstellungen jenes ausgrenzt, was als grundlegend für solch eine Figur gilt; dies wird von Bachtin als „Körperdrama“ bezeichnet:

„Grundlage aller grotesken Motive ist eine *besondere Vorstellung vom Körperganzen und den Grenzen* dieses Ganzen. Die Grenzen zwischen Körper und Welt und zwischen verschiedenen Körpern verlaufen in der Groteske völlig anders als in klassischen oder naturalistischen Motiven.“¹⁶³

Dieses ‚andere‘ Verlaufen von Grenzen wird sichtbar, insofern Luthers Beschreibung des „testament eines pfaffen“ vergegenwärtigt wird: Es ist zyklisch, es ist nicht abgeschlossen, es ist „sine fine“. Gerade diese Offenheit zeigt sich in der Wurst bzw. den Würsten des Hans, denn damit wird ein integrales Körperkonzept vorgestellt, dass mehr eine Situativität und Transformation – und das im wahrsten materiellen Sinne des Wortes – zum Ausdruck bringt als den statischen Idealismus eines vergeistigten Körpers:

„Der *groteske Körper* ist, wie schon mehrfach betont, ein *werdender*. Er ist *nie fertig und abgeschlossen*, er ist *immer im Entstehen begriffen und erzeugt selbst stets einen weiteren Körper*; er *verschlingt die Welt und lässt sich von ihr verschlingen* [...]. Deshalb spielen jene seiner *Teile, in denen er über sich selbst, über die eigenen Grenzen hinauswächst und einen neuen, zweiten Körper produziert, eine besondere Rolle; der Bauch und der Phallus*. Sie bilden das Zentrum des grotesken Körpers, und genau sie werden auch zum Gegenstand *positiver Übertreibung*.“¹⁶⁴

Besonders an der „positiven Übertreibung“ scheitert ein neuzeitlich-aufgeklärtes Verständnis von Ästhetik, denn eine Übertreibung führt letztlich zum Ekel, was sich allein darin zeigt, wenn Hanswurst mit einem Begriff wie ‚maßlos‘ umschrieben wird. Die an dieser Stelle angebrachte Frage wäre nun: Was ist maßvoll und wer hat dieses Maß konstruiert? Aus der Perspektive eines Hanswurst führt seine Normativität dazu, dass all jenes, was nicht übermäßig ist, mit einer Negativität behaftet würde. Und die damit verbundene Bildung des Körpers, also des Materiell-

¹⁶³ Bachtin, *Rabelais und seine Welt*, S. 357.

¹⁶⁴ Ebd., S. 358.

Leiblichen, als Zentrum des Lebens bringt gerade jenes ins Spiel, was sich sichtbar, fühlbar (materiell) verändert (die Wurst einmal als Penis, dann als Essbares und letztlich als Ausgeschiedenes, das wieder Leben in sich birgt), d.h. als jenes, das den Körper betrifft, also ein ‚körperliches Drama‘:

„Die nächstwichtige Rolle nach dem Bauch und den Geschlechtsorgan nimmt für den grotesken Körper der *Mund* ein, der die Welt verschluckt, und dann der *Hintern*, denn all diese *Ausstülpungen und Öffnungen* zeichnen sich dadurch aus, daß an ihnen die Grenze zwischen zwei Körpern oder Körper und Welt überwunden wird. Hier gehen Tausch und gegenseitige Orientierung vonstatten. Daher *geschehen* auch die Hauptereignisse im Leben des grotesken Körpers, alle *Akte des Körperdramas* – Essen, Trinken, die Verdauung (und neben Kot und Urin auch andere Ausscheidungen: Schweiß, Schleim, Speichel), Beischlaf, Schwangerschaft, Entbindung, Wachstum, Alter, Krankheiten, Tod, Verwesung, Zerstückelung durch einen anderen Körper –, *an der Grenze zwischen Körper und Welt und dem alten und dem jungen Körper*. In allen Ereignissen des Körperdramas sind *Anfang und Ende des Lebens miteinander verflochten*.“¹⁶⁵

Dieses Konzept des Körpers, also das Körperdrama, bringt Bachtin mit einem karnevalistischen Weltgefühl in Verbindung, mit der Verkehrung der Weltordnung, die sich besonders auf die weltliche und die kirchliche Obrigkeit bezieht: „Die Degradierung ist schließlich auch das zentrale künstlerische Prinzip des grotesken Realismus. Alles Heilige und Hohe wird auf der materiell-leiblichen Ebene umgedeutet, es verbindet und mischt sich mit ihr.“¹⁶⁶ Als Knotenpunkt dieses ‚volkskulturellen‘ Motivsystems – welches er zwar auf Rabelais’ Werk bezieht, es jedoch gleichzeitig in einem europäischen Kontext wahrnimmt – sieht er die Hölle; hier nun treffen sich „*Karneval, Festmahl, Schlacht und Schläge, Flüche und Verwünschungen*“¹⁶⁷, alles, was die „Volkskultur als Gegenkultur“ auszeichnet. In diesem Zusammenhang betrachtet Bachtin auch die Beschreibungen des normannischen Historikers Ordericus Vitalis; für Bachtin „[e]ine der ältesten überlieferten Karnevalsbeschreibungen [...] in Form einer mystischen Höllenvision verfasst.“¹⁶⁸ Es handelt sich um das ‚wilde Heer‘, die ‚Herlekinleute‘, die für den Historiker, Diplomaten und Schulleiter des Philantropin (Frankfurt am Main) Otto Iwan Driesen¹⁶⁹ den *Ursprung des Harlekin* darstellen.¹⁷⁰ Bachtin war diese Arbeit bekannt¹⁷¹; ähnlich wie Driesen sieht er in dieser Beschreibung ein synkretisches Element: „Die platte Erzählung des Ordericus Vitalis bezeugt, wie eng im 11. Jahrhundert Höllen- und Karnevalsmotive sogar bei

¹⁶⁵ Ebd., S. 358f.

¹⁶⁶ Ebd., S. 415.

¹⁶⁷ Ebd., S. 431.

¹⁶⁸ Ebd., S. 437.

¹⁶⁹ Im Vernichtungslager Sobibór ermordet, vermutlich nach dem 23.03.1943. Vgl. Deutsches Bundesarchiv. Gedenktafel. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, in:

<http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html.de?result#frmResults>, 12.02.2013

¹⁷⁰ Vgl. Driesen, Otto Iwan, *Der Ursprung des Harlekin*.

¹⁷¹ Vgl. Bachtin, *Rabelais und seine Welt*, S. 543 (Anmerkung 200).

gottesfürchtigen Christen miteinander verbunden waren.“¹⁷² Und auch hier findet sich jenes Element wieder, welches sich auch in der ‚teuflischen Verwandtschaft‘ von Johannes/Hans und den Perchten zeigt: „Die Götter der antiken Mythologie, vom Christentum zu Teufeln degradiert, und die Motive der römischen Saturnalien, die im Mittelalter hartnäckig weiterlebten, wurden vom orthodoxen christlichen Bewußtsein in die Hölle versetzt und trugen ihren Saturnischen Geist dorthin.“¹⁷³

Diese Motive beziehen sich auch auf die Körperlichkeit, die sich sowohl in der Beschreibung von Ordericus Vitalis wiederfinden als auch in dem bereits erwähnten Innsbrucker Osterspiel aus dem Jahr 1391, nämlich die Übertragung von menschlichen Leiden auf Teufelsgestalten: Luzifer hat Kopfschmerzen und fragt sich, ob Satan totgeschlagen wurde, weil er nicht rechtzeitig erscheint.¹⁷⁴ Der Historiker und Archivar Franz Josef Mone sieht gerade darin einen komischen Zug¹⁷⁵. Es mag bezeichnend erscheinen, dass sich gerade jene Motive und Elemente, die Bachtin in seiner Studie zu Rabelais und der „Volkskultur“ in Betracht zieht, hinsichtlich der Auseinandersetzung mit Hanswurst nachzuweisen sind: sowohl das „Körperdrama“ mit seinem unaufhörlichen Zyklus als auch die ‚teuflische Verwandtschaft‘. Demnach sollte gerade der Blick für die Kontextualisierung eines Hanswurst sich in jene kulturellen Bereiche verlagern, die eine ‚volkstümliche‘ Welt- und Körpervorstellung offenbaren, d. h. die möglicherweise sowohl gesellschaftlich-konkret als auch diskursiv-abstrakt Ausgrenzungen zu erleiden hatten.

¹⁷² Ebd., S. 439.

¹⁷³ Ebd., S. 437.

¹⁷⁴ Vgl. Mone, Franz Josef, *Schauspiele des Mittelalters. Zweiter Band*, Mannheim: Bensheimer 1852, S. 26.

¹⁷⁵ Vgl. ebd., S. 20ff.

LEBENSSTHEATER & THEATERSPIEL – EINE FRAGE DER IDENTITÄTEN

Hansz Leberwurst, Peter Leberwurst & Hans Blutwurst

Helmut Aspers grundlegende These, dass die Kreation einer Hanswurst-Figur auf englische Berufsschauspieler zurückgeht – in einem Rückgriff auf die sprichwörtlichen Verwendungen von Hans erschaffen –, wurde bereits insofern hinterfragt, dass diese Schaffung einer *ex-nihilo*-Bildung gleichkommt (damit schon fast an einen Genius-Gedanken anknüpft), sie systemtheoretisch einseitig verläuft und letzten Endes die rasche Annahme und Beliebtheit dieser Figur auf bereits vorherrschende Strukturen verweist, die Asper jedoch gänzlich ausblendet. Aspers Blick richtet sich auf BerufsschauspielerInnen, was er zwar mit einer unglaublichen Dichte an Materialien vorbringt, dabei aber eine so einseitige Fokussierung auf die Figur vornimmt, die in einer notwendigen Konsequenz weitere Perspektivierungen und Ansätze verdrängt, wie auch Rudolf Münz bemerkt:

„Können also die wichtigsten (theatralen) Strukturfiguren – Guglielmino, Zanni, Arlecchino/Harlekin, Pulcinella, Bernardon – als derzeit hinreichend erforscht angesehen werden, so ist es um den guten deutschen Hanswurst nach wie vor schlecht bestellt. Die groß angelegte Arbeit Helmut C. Aspers hat mit der gut gemeinten Konzentration (nur) auf den »Lustigmacher« den Erkenntnisgewinn für längere Zeit eher negativ beeinträchtigt. Da mit weiteren Quellenmaterialfunden kaum zu rechnen ist, kommt es mehr auf eine veränderte Sichtweise an, die auch die »außertheatrale« Biographie beachten muss, um den Burschen in das große Gesamtfeld Natur/Mythos – Historie/Geschichte einordnen zu können.“¹⁷⁶

Den Schlusspunkt, den Asper setzt und der weitere Arbeiten zu Hanswurst prägt, betrifft eine Mischung von Theaterspiel und Kunsttheater, d.h. zum Einen ein Strukturtyp, der sich mit Masken „spielerisch auf theatrale Bedingungen sozialen Lebens bezieht, [...] während Lachen das zentrale Element der Wirkungsstrategie dieser Theaterform darstellt“¹⁷⁷, und zum Anderen eine Form, die bereits eine gewisse Institutionalisierung voraussetzt, die mit sowie nach bestimmten

¹⁷⁶ Münz, Rudolf, „Neue versus alte Komödie: Zur Funktion von Coscritti tedeschi“, in: Baumbach, Gerda (Hrsg.), *Auf dem Weg nach Pomperlörel – Kritik »des« Theaters. Aufsätze* (Leipziger Beiträge zur Theatergeschichtsforschung, hrsg. v. Gerda Baumbach; 2), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 59-62, hier: S. 62.

¹⁷⁷ Hulfeld, Stefan, *Zähmung der Masken, Wahrung der Gesichter. Theater und Theatralität in Solothurn 1700-1798* (Theatrum Helveticum; 7), Zürich: Chronos 2000, S. 400.

Normen und Regeln agiert, für die auch letztlich eine bestimmte Stätte geschaffen wurde, nämlich ‚das‘ Theater.¹⁷⁸

Um zum Verständnis dieser Figur beizutragen, könnte, wie bereits in dieser Arbeit öfters erwähnt wurde, gerade der Blick auf jene theatralen Formen einerseits vor, andererseits außerhalb einer Institutionalisierung gerichtet werden, auf jene gesellschaftlichen Bereiche, die als ‚verpönt‘ galten (das Auftreten des Hans Worst im *Narrenschiff* gibt allein dazu Anlass). Münz’ pessimistische Einschätzung, dass „mit weiteren Quellenmaterialfunden kaum zu rechnen ist“, richtet sich danach, wo überhaupt gesucht wird. Demgemäß könnte sich die Suche an jenen ‚volkskulturellen‘ theatralen Praktiken orientieren, die bereits im Zusammenhang des Johannisfestes und der Perchten angedeutet und teilweise aufgezeigt wurden, und/oder einen weiteren theatralen Bereich in Betracht ziehen, der in einem Zusammenhang von Lebenstheater-Theaterspiel stehen.

Während sich nun Kunsttheater in einer radikalen Abgrenzung – auch räumlich, nicht nur ästhetisch – von einem Alltag definiert, also als ‚Kunst‘, liegen die Bedingungen des lebenstheatralen Strukturtyps gerade in besonderen alltäglichen Schauereignissen. Es handelt sich um „ein bestimmtes Verhalten des/der Menschen im außerkünstlerischen Bereich: Selbstdarstellung im Alltag (Gebaren, Kleidung, Schminken usw.), soziales Rollenspiel, Veranstaltungsverhalten (bei Zeremonien, Paraden, Versammlungen usw.), Elemente der Alltagsunterhaltung.“¹⁷⁹ Dabei ist in allen drei aufgezeigten Strukturtypen besonders die Frage nach einer Identität von Bedeutung, die sich im Verhältnis zwischen den einzelnen Typen zeigt, so dass Kunsttheater und Lebenstheater zwar in einem engen Wechselverhältnis stehen, jedoch mit der Vorgabe nichts miteinander zu tun zu haben.¹⁸⁰ Wenn nun der Vermutung nachgeht, dass es sich bei Hanswurst-Kreationen um jene Menschen handelte, die nicht unbedingt einem bürgerlichen oder besser gesagt gesellschaftlich akzeptierten Stand angehörten – was das Erscheinen auf dem literarischen *Narrenschiff* nahelegt –, so kann in einem gewissen Grad davon ausgegangen werden, dass sie aufgrund ihres widersprechenden Verhaltens bezüglich anerkannter Normen und Wertvorstellungen nicht nur soziale Diskriminierungen erlitten,¹⁸¹ sondern gerade durch diese Isolation die Frage nach einer normbasierten Identität hinfällig wird, da sie entweder gar nicht vorhanden war oder nur durch eine bestimmte öffentliche, theatrale

¹⁷⁸ Vgl. Münz, Rudolf, „Theatralität und Theater. Konzeptionelle Erwägungen zum Forschungsprojekt »Theatergeschichte«,“ in: Münz, Rudolf, *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*, mit einem einführenden Vorwort von Gerda Baumbach, hrsg. v. Gisbert Amm, Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf 1998, S. 66-81, hier: S. 69ff. Sowie: Vgl. Hulfeld, *Zähmung der Masken, Wahrung der Gesichter*, S. 400.

¹⁷⁹ Münz, „Theater und Theatralität“, S. 69.

¹⁸⁰ Vgl. ebd., S. 70.

¹⁸¹ Vgl. Irsigler, Franz/Lassotta, Arnold, *Bettler und Gaukler, Dirnen und Henker. Außenseiter in einer mittelalterlichen Stadt. Köln 1300-1600*, München: dtv 1989, S. 13.

Tätigkeit erschaffen wurde, so dass – zumindest namentlich – ein Übergreifen der einzelnen Strukturtypen anzunehmen ist.

Zu derartigen gesellschaftlichen Randgruppen gehörten u. a. fahrende Leute, Bettler, Spielleute, Dirnen, Bader und Barbieri, schließlich Henker und Schinder;¹⁸² dabei wurde ihnen auch ortsspezifische Gruppennamen gegeben, wie z.B. *frygetzknechte* (Freihartsknechte – was auf Herrenlosigkeit und Ungebundenheit deutet¹⁸³), die in Basel am Kohlenberg lebten. Einige von ihnen gingen auch schauspielerischen Tätigkeiten nach: „Freiheit, Freihart, Freiheits- oder Freihartsbuben, Freierts-knechte waren nun aber auch verbreitete Bezeichnungen für schauspielerisch spezialisierte Spielleute des ausgehenden Mittelalters, und zwar solche, die noch Beziehungen zur alten *Lachkultur* unterhielten.“¹⁸⁴ Rudolf Münz versuchte in Hinblick auf Orden von Bettelmönchen, fiktive Orden und eben die Orden der Freiheiter die Anfänge der Schauspielerei zu erkunden¹⁸⁵, übersah jedoch eine Figur, die geradezu perfekt in dieses Bild passt. Aus der *Basler Chronik* von Fridolin Ryff vom 19. April 1528:

„Von ein brand, der hie usz gieng. In dem jor, alsz man zalt 1528 jor, gieng des brotbecken husz an in der wissen gasen am morgen frug am suntag noch ostern, alsz iederman in der kilchen wasz. Also, do man sturmp, lieff iederman zu, aber es moch im nieman erweren, sunder esz verbran bisz uff den boden hinweg und verbran einner dorin, ein frygetzknecht, der dan gern het helffen werren, wasz zuwyd hinin kumen, das im nieman moch zu hilff kumen, der hiesz Hansz Leberwurst. Do bleip nüt dan ein muren, die fiel in der nacht nyder und zerschlug ein husz, wasz Michel Winleger, und schlug in selber im bet zu dot, desglich ein zymerman ouch zu todt. Do wart ouch grose not gesehen. Got bewar unsz wytter!“¹⁸⁶

Besonders an diesem Chronikeintrag ist, dass der Name des Freiharts bekannt war, nämlich Hansz Leberwurst, obwohl er als Bewohner dieser Kolonie sehr wahrscheinlich als Sackträger, im Putztrupp in Gefängnissen und Kloaken, als Totengräber, womöglich auch als Henker oder Abdecker tätig war, somit mit hoher Gewissheit jenen beruflichen Aktivitäten nachging, die zu dieser Zeit als niedrig oder erniedrigend angesehen wurden,¹⁸⁷ somit in weiterer Folge ebenso als ‚identitätslos‘ hätte gelten können. Der Historiker Max Siller wies mit gewisser Sicherheit diesen

¹⁸² Vgl. ebd., S. 12.

¹⁸³ „FREIHART, m. und gekürzt in freiart, freiet, freiheit, homo dissolutus, exlex, fidicen de trivio, histrio nebulo, lotter, der mit seinem lotterholz oder bengel im lande herum zieht.“ In: Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 4*, Leipzig: S. Hirzel 1854, Sp. 110.

¹⁸⁴ Münz, Rudolf, „Giullari nudi, Goliarden und »Freiheiter«,“ S. 129.

¹⁸⁵ Vgl. ebd., S. 126ff.

¹⁸⁶ Ryff, Fridolin/Ryff, Peter, „Die Chronik des Fridolin Ryff 1514-1541, mit der Fortsetzung des Peter Ryff 1543-1585“, in: Vischer, Wilhelm/Stern, Alfred/Heyne, Moriz (Hrsg.), *Basler Chroniken. Erster Band*, hrsg. v. d. historischen Gesellschaft in Basel, Leipzig: Hirzel 1872, S. 1-192, hier: S. 62.

¹⁸⁷ Siller, Max, „Hans Leberwurst, verbrannt in Basel am 19. April 1528. Wie ein alemannischer Spruchdichter in einem Tiroler Fastnachtspiel überlebte“, in: Mehler, Ulrich/Touber, Anton H. (Hrsg.), *Mittelalterliches Schauspiel. Festschrift für Hansjürgen Linke zum 65. Geburtstag* (Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik, hrsg. v. Arend Quak und Paula Vermeyden; 38-39, 1994), Amsterdam/Atlanta: Rodopi 1994, S. 277-297, hier: S. 280.

Hansz Leberwurst als Spruchdichter des Fastnachtspiels *Die zween stenndt*¹⁸⁸ im Sterzinger Pfarrarchiv nach. Auf 112 Versen präsentiert sich „hans leberWurst“¹⁸⁹ als ein Reisender, der eine Vielzahl von Missständen bemerkt:

	„Gott grúes dj Ersamen Weysen herrnn	
	mein bit ist wellet ab mir nit ergerlich wern	[125]
155	Das ich eúch also thúe Vber lauffenn	
	wolt mir mit meim loter holtz gern ain Zerung khauffn	
	Dann Ich kumm da herr aus fremden landen	
	Selczam sachen Stand mir Zu handen	
	Wie es in aller weld ietz stat	[130]
160	Vnd So wunderbarlich Zue gat	
	Wo Ich mich ye thúe hin Wenntden	
	Spúr Ich misbreúch In allen Stennden“ ¹⁹⁰	

Hansz Leberwurst oder hans leberWurst war wohl ein ‚professioneller‘ Schausteller, da er mit dem sogenannten „loter holtz“ versuchte „Zerung [zu] khauffn“: Das „loter holtz“ geht auf die sogenannten „Lotter“ zurück, eine Bezeichnung, die anfangs für „*schlechthin einen zerlumpten kerl*“ und in weiterer Folge für „*den herumziehenden gaukler und spasmacher, possenreiser um geld*“¹⁹¹ gebraucht wurde; das „loter holtz“ ist ein Stock, welchen „*die lotter führten, zu ihren gaukelkünsten verwendeten, und beim spruchsprechen in der hand hielten*“¹⁹². Mit dem Gebrauch dieses Stocks bei einem Spruchgedicht versuchte er Geld für eine Mahlzeit („Zerung“) zu erwerben. Da er halbwegs gute Verse schmiedete, ist davon auszugehen, dass Hansz Leberwurst eine relativ hohe, möglicherweise universitäre Bildung genossen hat.¹⁹³ Dieser Umstand erscheint insofern nachvollziehbar, als dass im Zuge der Reformation viele – auch gebildete – Mönche ihre Heimstätten verließen und als Bettler herumzogen.¹⁹⁴ Es scheint also nicht unwahrscheinlich zu sein, dass es sich bei Hansz Leberwurst um einen Geistlichen handelte, der sich in Basel unter anderem als Spruchdichter oder auch Schausteller einen gewissen Ruhm erwerben konnte, da ihn auch der Chronist Fridolin Ryff nur mit seinem Künstlernamen nennt, d.h. mit seiner lebenstheatralen oder theaterspielerischen Identität.

Für Menschen, die sich für solch eine Karriere entschieden (oder entschieden wurden), gab es die Bezeichnung der „Kamesierer“, ein rotwelscher Begriff, der einen gelehrten Bettler

¹⁸⁸ Vgl. ebd., S. 295-298.

¹⁸⁹ Ebd., S. 298 (V. 272 [243]).

¹⁹⁰ Ebd., S. 295 (V. 153-162 [123-133]).

¹⁹¹ Grimm, *Deutsches Wörterbuch. Band 12*, Sp. 1210.

¹⁹² Ebd., Sp. 1213.

¹⁹³ Vgl. Siller, „Hans Leberwurst, verbrannt in Basel am 19. April 1528“, S. 292.

¹⁹⁴ Vgl. Frank, Karl Suso, *Geschichte des christlichen Mönchtums*, 5. verb. u. erg. Auflage, Darmstadt: Primus 1996, S. 80ff.

benennt.¹⁹⁵ Dieser besondere Typus taucht im *Liber Vagatorum* aus dem Jahr 1510 auf, welches u.a. dem Basler Fastnachtsspielauteur Pamphilus Gegenbach zugeschrieben wird:

„Von Kammesierern. Das vi capitel ist vō kammesieren / das seind betler idem isig scholares iung studenten die vatter vñ mutter nit volgen vnd iren meister nit gehorsam wüllen sein / vñ apostotierē vñ kūmē hindere böß geselschafft die auch gelert seind in d' wänderschafft / die helffen in das ir verionen versencken und verkūmern verschūnern. vnd wan sie nichtz meer haben so lernen sie beteln oder kammensiern vnd die hautzē beseffen vnd kāmisieren also Itē sie kūmen vō Rom / auß der sonnēboß / vñ wüllen prister werden am dolmar. Item einer ist acolitus. der ander epistler der drit ewangelier / der vierd ein galch / vnd hab niemants dā frum leut die im helffen mit irem almūsen / dā sein freund feind in abgangen vō tods nōten. Item sie heischen flachs zu eynē chorhemd einer glyden zū einer hanfstauden. Item gelt das sie zū einer ander fronfasten furbaß geweycht mögen werden inn einer sonnenboß / vnd was sie vber kūmen vñerbetlent das verionē sie verschöcherns vnd verbūlens. Ite sie scherē krōnē vnd sein nit ordinirt vñ hond auch kein format wie wol sie sprechē sie habēs / vñ ist ein loe böse falsche vot / Conclusio / disen kāmēt sierern gib nit dā so man inen minder gibt so sie daß geratē viēee / dar von lond / sie haben auch loe formaten.“¹⁹⁶

Siller geht nun davon aus, dass auch der Typus des „Kamesierers“ aufgrund einer gewissen Bildung im Bettlerfreistaat am Kohlenberg zu Basel eine besondere Rolle spielte, was er über zeitgenössische Graffiti an Wänden – so verewigte sich auch ein Hansz Leberwurst mit einem Spruch auf einer sauberen Hauswand – und über die Thematisierung des gelehrten Bettlers als Freihart in Fastnachtspielen eruiert¹⁹⁷: „Die Integration des Freihart im Fastnachtspiel ist also schon im 15. Jahrhundert vollzogen. Im Spiel des 16. Jahrhunderts erscheint nun als Besonderheit der spruch-sprechende Freihart.“¹⁹⁸

Gut einhundert Jahre nach dem Brand in Basel und der Erwähnung des Freiharts Hansz Leberwurst taucht ein gewisser Peter Leberwurst¹⁹⁹ in Nürnberg auf. Es handelt sich um den Maler, Kupferstecher und Radierer Hans Ammon (oder Amman), der mitunter als Geselle bei der Restaurierung des Nürnberger Rathaussaales beteiligt und eben unter dem Namen Peter Leberwurst als Komödiant tätig war²⁰⁰. Ein Rechnungsbuch enthält am 20. Juli 1629 folgenden Eintrag: „dito aus befehl der herren dep. dem jubilierer Hansen und Peter Leberwurst diese

¹⁹⁵ Vgl. Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 11*, Leipzig: S. Hirzel 1854, Sp. 99.

¹⁹⁶ o. N., *Liber Vagatorum. Der betler orden*, Pforzheim 1510 (Bayerische Staatsbibliothek München, Sign.: Rar. 78).

¹⁹⁷ Vgl. Siller, „Hans Leberwurst, verbrannt in Basel am 19. April 1528“, S. 284.

¹⁹⁸ Ebd., S. 286.

¹⁹⁹ Helmut Asper erwähnt auch Hans Ammon stellt ihn jedoch neben einen gewissen „Engelander Hans Leberwurst“, der „mit seinen Knaben“ in Leipzig 1613 „Comodien gespielt in der Fleischergaße“ (Asper, *Hanswurst*, S. 18). Asper suggeriert damit, dass es doch englische Komödientruppen waren, die Hanswurst als Theaterfigur erschufen und diese dann erst wieder von deutschsprachigen Schauspieltruppen übernommen wurde.

²⁰⁰ Vgl. Bosl, Karl, „Ammon (Amman), Hans, Maler und Radierer“, in: Bosl, Karl (Hrsg.), *Bosls bayerische Biographie. 8000 Persönlichkeiten aus 15 Jahrhunderten. XVI*, Regensburg: Pustet 1983, S. 19.

comédie zu gleichen teilen gelassen worden“²⁰¹. Dass es sich hier um Hans Ammon handelt, folgt aus der Rechnung, die am selben Tag geschrieben wurde: „dito ist auf befehl der herren deputierten dem jubilierer Hansen und Hansen Ammon dieses comedi zu gleichen teilen gelassen worden“²⁰².



Abb. 1.: Hans Ammans Selbstbildnis als Peter Leberwurst²⁰³



Abb. 2: Titelbild von *Liber Vagatorum*²⁰⁴

Peter Leberwurst gehörte zur Truppe um Hans Mühlgraf (oder „Jubilierer Hans“), der am 16. Juni 1628 das 3000 Personen fassende Fechtthaus zu Nürnberg mit einer „geistlichen Komödie“ eröffnete.²⁰⁵ Neben dieser Rechnungserwähnung ist noch ein angebliches Selbstbildnis von Peter Leberwurst erhalten (Abb. 1). Was in dieser Darstellung bemerkenswert ist und als ein Verweis auf eine bestimmte Spieltradition hindeuten könnte, ist der Stock, den man auch im Titelbild des *Liber Vagatorum* vorfindet (Abbildung 2). Bei der Abbildung in *Der betler orden* kann mit ziemlicher Sicherheit davon ausgegangen werden, dass es sich um ein „loter holz“ handelt, welches auch Hansz Leberwurst in seinem Spruchgedicht erwähnt. Falls

²⁰¹ Zitiert nach: Hampe, Theodor, *Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806* (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, hrsg. v. Ernst Mummenhoff, 12. Heft, Abteilung 2), Nürnberg: Schrag 1897, S. 204.

²⁰² Ebd., S. 204.

²⁰³ Amman, Hans, „Selbstbildnis als Schauspieler (Peter Leberwurst)“, Radierung, 28 x 21,1 cm. Nagler, Die Monogrammisten III, 594, Hollstein 1. Wz. Greif, ca. 1620, in: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hans_Amman_Selbstbildnis_als_Schauspieler_%28Peter_Leberwurst%29.jpg, 14.04.2013.

²⁰⁴ o. N., *Liber Vagatorum*.

²⁰⁵ Vgl. Hampe, *Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806*, S. 200.

dies auch für Peter Leberwurst gelten sollte, dann würde Rudolf Münz' Hinweis hinsichtlich der Freiheit, Freihart, Freiheits- oder Freihartsbuben und Freierts knechte in gewisser Hinsicht auch für diesen Leberwurst gelten, dass es sich nämlich um „schauspielerisch spezialisierte Spielleute des ausgehenden Mittelalters [handelte, D.K.], und zwar solche, die noch Beziehungen zur alten *Lachkultur* unterhielten“²⁰⁶. Womit Helmut Aspers These, dass die Übernahme einer englischen Schauspieltradition stattfand, weiter zu hinterfragen wäre.

Während sowohl bei Hans Leberwurst als auch bei Peter Leberwurst nachzuweisen ist, dass sie schauspielerisch tätig waren, ist der dritte Fall weitaus spekulativer, gibt jedoch einen zusätzlichen Anstoß Aspers Behauptungen zu entkräften. Aus dem Landesgerichtsprotokoll der Obergrafschaft von Katzenelnbogen vom 03.12.1454:

„Diß lantgericht ist gewest zu Ober Ramstadt uff dinstag nach sant Endres tag annon Lquarto. 2. Spieschgin von Darmstadt hait gesadt, Hans Blutworst sii nit gudt, daß er bi den lantsyedeln zu Franckenhusen siczen solde und habe zwen meynede gethan, deß wil er ine wissen. Spieschgin sal dedingen an Blutworsts stadt.“²⁰⁷

Wer nun dieser Hans Blutworst war, bleibt leider unklar, weil die Akten zu der nachfolgenden Verhandlung bisher nicht gefunden werden konnten. Jedoch gibt eine Urkunde der ehemaligen Provinz Rheinhessen aus dem Jahr 1501 in dem naheliegenden Ort Oppenheim den möglichen Hinweis, dass es sich bei Blutworst um ein Pseudonym gehandelt hat:

„Oppenheim: Klaus Scharenberg, Bürger zu Oppenheim, seine Ehefrau Ottilie, Witwe des Henne Schirm gen. Blutworst, der letzteren Kinder Dorothea, Irmel und Henne sowie Schwiegersöhne Niklas Adolf und Hans Rinck bekunden, dass sie, auch namens der minderjährigen Geschwister bzw. Kinder und Stiefkinder Kethe, Philipp, Jakob und Wilhelm, dem Philipp v. Kronberg, Amtmann zu Oppenheim, für eine ungenannte Summe Geldes einen Morgen Weingarten bei Oppenheim am Herrenberg bei Jeckel Swinde, der mit 1 fl. zinspflichtig ist und bisher Wilhelm Becker zu Hechtsheim (Hexheim) gehörte, verkauft und vor Schultheiß und Schöffen zu Oppenheim aufgegeben haben. Siegler: Johann Pfaff und Philipp von Wörrstadt (Werstat), Schöffen zu Oppenheim.“²⁰⁸

Wenn es sich bei Henne Blutworst um einen Verwandten von Hans Blutworst gehandelt hat, führt dies notwendigerweise zur Frage, wie jemand zu solch einem Namen kommt, der gleichberechtigt neben seinem eigentlichen Namen in Urkunden genannt wird. Gewiss hatte dies in einem öffentlichkeitsträchtigen Umfeld vonstatten zu gehen, d.h. solch eine

²⁰⁶ Münz, „Giullari nudi, Goliarden und »Freiheiten«“, S. 129.

²⁰⁷ Zitiert nach: Demandt, Karl E. (Bearb.), *Regesten der Grafen von Katzenelnbogen. 1060-1486. Band III. Rechnungen, Besitzverzeichnisse, Steuerlisten und Gerichtsbücher. 1295-1486*, (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Nassau; 11) Wiesbaden: Selbstverlag der historischen Kommission für Nassau 1956, S. 2253.

²⁰⁸ Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Urkunden der ehemaligen Provinz Rheinhessen, Sign.: 197/287, in: <http://www.hadis.hessen.de/scripts/HADIS.DLL/home?SID=9C73-5257686-C157C&PID=A455,14.04.2013>.

Namengebung musste entweder über eine bestimmte öffentliche Tätigkeit – der Beruf eines Metzgers wäre in diesem Fall auch denkbar – oder eine bestimmte körperliche Charakteristik – was jedoch nicht unbedingt erklären würde, dass der Name weitergegeben wurde – erfolgen. Auf jeden Fall geschah dies mit einer nachhaltigen Wirkung für die damalige Öffentlichkeit, so dass es ebenso denkbar erscheint, dass auch Hans Blutwurst eine lebenstheatrale Identität darstellt.

Inwiefern können nun diese drei Identitäten in Verbindung gebracht werden? Dabei erscheint es womöglich hilfreich, wenn die argumentativen Bedingungen von Helmut Asper genau aufgezeigt werden:

„Die Tradition des Lustigmachers auf dem Berufstheater beginnt dort, wo die Literaturgeschichte den Bruch in der literarischen Tradition Deutschlands sieht: bei den englischen Komödianten. Bei ihnen lassen sich sehr früh bereits Belege für Hanswurst finden, die eindeutig eine lustige Person meinen. Man darf kaum annehmen, daß den englischen Komödianten die Schriften Brants und Luthers bekannt waren, eher muß man daran denken, daß sie diesen sicherlich verbreiteten Spottnamen aufgegriffen und ihrer komischen Person beilegen, deren redende englische Namen in Deutschland nicht verstanden wurden.“²⁰⁹

Bereits am Anfang zeigt sich eine offensichtliche Schwierigkeit, die auch eine geschichtstheoretische Perspektivierung beinhaltet: Ein möglicher „Bruch in der literarischen Tradition Deutschlands“ würde implizieren, dass von einer einheitlichen kulturellen Entwicklung ausgegangen wird, somit parallele und womöglich entgegengesetzte Strömungen nicht in Betracht gezogen werden. Diese einseitige Bedingungskonstitution führt notwendigerweise zu den Schlüssen, dass englische Komödientruppen nicht die Schriften von Brant und Luther kannten und Hanswurst nur als Spottname verbreitet war. Verlagert man jedoch den Blick auf einen Lebensbereich, der kaum literarische oder anderweitige schriftliche Zeugnisse hinterlassen hat, wie die Freiharter, zu denen auch ein Hansz Leberwurst gezählt werden kann, so verliert die von Asper so sicher argumentierte These immer mehr an Gewissheit und offenbart trotz seiner beeindruckenden Dokumentenfülle eine geschichtstheoretisch-strukturelle Einseitigkeit.

Hansz Leberwurst, Peter Leberwurst und Hans Blutwurst stellen gewisse Identitäten oder Masken vor, die gleichberechtigt oder ausschließlich in Urkunden, Dokumenten auftauchen und somit mit ziemlicher Sicherheit im Alltag Verwendung fanden. Die von Rudolf Münz erwähnte Verbindung der Freiheiter „zur alten *Lachkultur*“²¹⁰ lässt den Gedanken zu, dass es sich bei Hanswurst-Kreationen wohl um Figuren gehandelt hat, die in einem zyklischen Welt- und Lebensverständnis zu begreifen sind, in denen die Wurst in einem dreifachen Sinne zu verstehen ist. Bei zwei, wenn nicht bei allen drei Beispielen wird sichtbar, dass es sich mit der Annahme der Künstlernamen um ein Über- und Eingreifen diverser theatraler Strukturtypen gehandelt

²⁰⁹ Asper, *Hanswurst*, S. 6.

²¹⁰ Münz, „Giullari nudi, Goliarden und »Freiheiter«, S. 129.

hat, eine Theaterspiel-Maske wie Hansz Leberwurst oder Peter Leberwurst fungiert in weiterer Folge ebenso als eine Lebenstheater-Maske: Die Identitäten sind gleichwertig und die theatrale Identität ersetzt gar die bürgerliche.

Zwischenthesen

Der *frygetzknecht* Hansz Leberwurst zu Basel deutet in seinen Versen lange Reisen an, die er mit seinem „loter holtz“ angeblich schon unternommen hat. Es mag im ersten Moment als eine bloße Assoziation anmuten, wenn hier eine Verbindung zu hans myst/Hans Mist/Hans Worst auf dem *Narrenschiff*, der sich ebenso rühmt, lange Reisen (manchmal sogar vor das Paradies) unternommen zu haben, hergestellt wird. Gegen die Möglichkeit eines bloßen Zufalls spricht jedoch das 63. Kapitel von Sebastian Brants Werk, nämlich „Von bettlern“²¹¹. Darin findet sich u.a. folgende Passage:

„Zû Basel vff dem kolenbergk
Do triben sie vil bûbenwergk
Ir rottwelsch si jm terich hand
Ir gsûge narung durch sie land
Ieder Stabyl ein hörnlüten hatt
Die voppen / ferben / ditzent / gat
Wie sie dem predger gelt gewynn
Der lûg wo sy der joham grym
Durch alle schöchelboß er loufft
Mit rûbling junen ist syn kouff
Biß er beseulet hye vnd do
So schwântzt er sich dann anderswo
Verlchend vber den breithart
Styelt er all breitûß / vnd flughart
Der sie flösflet / vnd lûfpling ab schnytt
Grantner / klant / vetzer / fûren mit
Eyn wild begangenschafft der welt
Ist wie man stelt yetz vff das gelt“²¹²

Brant geht explizit auf den Kohlenberg und implizit auf die Freihart bzw. Freiheiter ein, zu denen eben ein Hansz Leberwurst gezählt hat. Erwartungsgemäß zeichnet er kein gutes Bild von ihnen: Sie treiben Streiche („bûbenwergk“), sprechen im Gauner- und Bettler-Soziolekt („rottwelsch“), gehen müßig Arbeiten nach („gsûge narung“), haben Dirnen bzw. Zuhälterinnen bei sich („hörnlüten“), sie lügen („voppen“), betrügen („ferben“), stellen sich krank („ditzent / gat“), sie sind dort, wo es guten Wein gibt („joham grym“), verbringen dementsprechend ihre Zeit vor allem in Wirtshäusern („schöchelboß“), betreiben dort betrügerisches Würfelspiel („rûbling junen“), ziehen danach weiter und stehlen, bringen Gänse sowie Hühner um („breitûß / vnd flughart“) und zu ihren Mitreisenden gehören Bettler („klant / vetzer“) und auch Schausteller („Grantner“). Nach Brants Beschreibung wirkt es geradezu, als ob sich diese Gruppierung den Katalog der Sieben Todsünden als Handlungsrichtschnur zugelegt hätte.

²¹¹ Vgl. Brant, Sebastian, *Das Narrenschiff*, Basel: 1494 (Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Sign.: Ink. 394-4).

²¹² Ebd.



Abb. 3: „Von bettlern“ aus dem *Narrenschiff*²¹³

Und damit wertet er sie nicht nur moralisch, sondern auch gesellschaftlich ab. Eine mögliche Herkunftslinie von Hanswurst wird dadurch evident und erhält noch einen Bildnachweis. Der Stich des Kapitels „Von bettlern“ (Abb. 3) aus dem *Narrenschiff* weist eine offensichtliche Ähnlichkeit mit dem Titelbild des *Liber Vagatorum* (vgl. Abb. 1, S. 49) auf. Das von Hansz Leberwurst erwähnte „loter holtz“ findet sich in beiden Stichen wieder, jener Gegenstand, den Rudolf Münz als „[c]harakteristisches Attribut“ bezeichnet, „das sie zum Wahrsagen und Taschenspielereien benutzten.“²¹⁴

Das Auftauchen dieser Figur – in literarisierter Form – auf dem *Narrenschiff*, der damit verbundene Wandel von hans myst (Basler Ausgabe) über Hans Mist (Rostocker Ausgabe) zu Hans Worst (Lübecker Ausgabe), ebenso die Verwendung dieser Sprachfigur von Martin Luther, die Unmengen an Hänsen in diversen Fastnachtspielen (in Nürnberg) sowie die Figur des Tytke Druckeworst (Lübeck) deuten auf eine große räumliche Verbreitung hin und bezeugen die Anschlussfähigkeit dieser Figur in unterschiedlichen kulturellen Räumen. Gewiss kann davon ausgegangen werden, dass die sprichwörtliche Verwendung ihren Beitrag dazu geliefert hat, doch gleichzeitig führt gerade der *frygetzknecht* Hansz Leberwurst zu den wahrscheinlichen Überlegungen, dass diese sprichwörtlichen Verwendungen auch konkrete (theatrale) Ausformungen hatten, die schon vor dem „Einfall“ englischer Wandertruppen existierten. Dabei ist besonders Aspers Verweis darauf, dass es unwahrscheinlich sei, „daß den englischen Komödianten die Schriften Brants und Luthers bekannt waren“²¹⁵, dahingehend zu

²¹³ Ebd.

²¹⁴ Münz, „Giullari nudi, Goliarden und »Freiheiten«“, S. 130.

²¹⁵ Asper, *Hanswurst*, S. 4.

hinterfragen, als dass hier – trotz der Negation derselben – von der Selbstverständlichkeit einer Literarisierung ausgegangen wird, nämlich in einer doppelten Weise: Zum Einen suggeriert dies, bei Hanswurst handelt es um eine literarische Kreation – was jedoch auch Asper selbst zuvor hinsichtlich Luther widerlegt²¹⁶ –, zum Anderen, dass über die literarische Figur eine theatrale entstanden ist.

Was nun die Nennung eines Hanswurst und der Freiheiter des Kohlenbergs zu Basel im *Narrenschiff* bedeutet, wurde bereits mit Bezug auf Michel Foucault aufgezeigt; die Ausgrenzung von Vertreterinnen und Vertretern dieser sozialen Gruppen ist offensichtlich. Auch die Haltung, die gegenüber diesen von Zeitgenossen eingenommen wurde, ist nicht nur auf Basel zu beschränken, sondern zeigt sich auch in weiteren Städten. Zwar genossen die Freiheiter des Kohlenbergs, zu denen hinsichtlich der Gerichtsbarkeit „die Bettler, Blinden, Lahmen, Güler, Stirnstößer, und andere diesen Schlags [gehörten, D.K.]; ferner [...] Scharfrichter, die Schinder, die Todtengräber“²¹⁷, gewisse Privilegien, die aber ebenso als Ausgrenzungsstrategien betrachtet werden können – wie z. B. Befreiung von Wachdienst, Straffreiheit bei Schlägereien (ohne Messer), Straffreiheit hinsichtlich Geldschulden oder auch keine Verpflichtung zum Erscheinen vor dem Stadtgericht bei kleineren Vergehen²¹⁸ –, aber einerseits nahmen sie eine sehr niedrige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ein, andererseits waren sie einer strengen Kontrolle des Reichs- oder Blutvogts unterworfen.²¹⁹ Allein die Tatsache, dass zu dieser Gruppe auch Scharfrichter und Henker (also auch Hänse) gehörten, sagt genügend über ihren schlechten Ruf aus. Ähnliche Formen einer eigenen gerichtlichen Ordnung und Gerichtsbarkeit wie am Kohlenberg zu Basel existierten angeblich auch in Augsburg und Hamburg.²²⁰ Wie nun die Einstellung gegenüber den Freiheitern aussah, zeigt unter anderem ein Beschluss des schwäbischen Bundes aus dem Jahr 1490: „4) Sollen alle Bundesverwandten darauf halten, keine Freyhartsbuben zu hegen, sondern wo die betreten werden, sie aus dem Gebiet des Bundes hinaus zu schaffen.“²²¹ Eine ähnliche Haltung geht aus der Kriegoordnung des Burgunderkrieges aus dem Jahr 1476 hervor, die sich u. a. gegen die „Fryhait oder Freiheitsbuben“ richtete, worin

²¹⁶ Vgl. ebd., S. 1.

²¹⁷ Ochs, Peter, *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Fünfter Band*, Basel: Schweighauser'sche Buchhandlung 1821, S. 71.

²¹⁸ Vgl. ebd., S. 71f.

²¹⁹ Vgl. Osenbrüggen, Eduard, „Deutsche Rechtsalterthümer aus Schweiz“, in: Hitzig, Ferdinand/Osenbrüggen, Eduard/Frey, Heinrich/Schmidt, Adolf/Schweizer, Heinrich (Hrsg.), *Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich. Dritter Jahrgang*, Zürich: Meyer und Zeller 1858, S. 137-182, hier: S. 141.

²²⁰ Vgl. Ochs, *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel*, S. 71.

²²¹ Klüpel, Karl (Hrsg.), *Urkunden zur Geschichte des schwäbischen Bundes (1488-1533). Erster Theil. 1488-1506* (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart; 14), Stuttgart 1846, S. 87.

diese als „unnütz zur Schlacht, Feinde der Ordnung, nicht selten Verräther“²²² bezeichnet werden.

Es ist offensichtlich, dass es sich hier um zwielichtige Gestalten handelte, oder in den Worten von Rudolf Münz: „So waren sie ihrem Wesen nach verdächtige, suspekthe Erscheinungen. Geistig Verwirrte, Gauner, Räuber, Narren, insomma: Störenfriede der Gemeinschaft“²²³. Dass Münz hier vor allem an theatrale Figuren wie einen Hanswurst denkt, ist umso beeindruckender, da diese Beschreibung genauso auf die Freiheiter zutreffen könnte. Wenn nun Münz' Vermutungen stimmen sollten, dass Freiheiter „Beziehungen zur alten *Lachkultur* unterhielten“²²⁴, dann ist es ebenso angebracht einen Hanswurst mit dem Bachtin'schen Konzept des Grotesken in Verbindung zu bringen (was auch hinsichtlich des Namens Hans und seiner teuflischen Verwandtschaft gilt), in dem die Wurst eines Hanswurst in einem dreifachen Sinne zu verstehen ist, als Penis, Nahrungsmittel und Kot. Sollte dies zutreffen, dann gilt der von Beatrix Müller-Kampel historiografisch geschaffene Hanswurst als „Lustige Person“ in einem „Spaßtheater“ als ein Reformprodukt bürgerlicher Ideale.

Ebenso deutet die ‚teuflische Verwandtschaft‘ auf ein komplexeres historisch-historiografisches Verhältnis hin, das sich nicht nur auf die Begriffe „Spaß“ und „Lustige Figur“ reduzieren lässt. Diese Verwandtschaft stellt hingegen die Frage nach europäischen Hänsen und offenbart zugleich eine Ambivalenz, die aus einer historiografischen und theoretischen Perspektive einem Hanswurst und seinen Kollegen, sofern diese als eine Art Trickster-Figur gedacht werden, erst gerecht werden muss.

²²² Buxtorf-Falkeisen, Karl (Hrsg.), *Chronik des Kaplans Johannes Knebel aus den Zeiten des Burgunderkriegs. Zweite Abtheilung. 1476-1479*, Basel: Bahnmaier'sche Buchhandlung 1855, S. 213.

²²³ Münz, Rudolf, „Commedia Italiana“, S. 150.

²²⁴ Münz, Rudolf, „Giullari nudi, Goliarden und »Freiheiter«, S. 129.

PERSPEKTIVEN AUF HANSWURST

Die historische Fokussierung in dieser Arbeit auf sogenannte „vor-kunsttheatrale“ Formen eines Hanswurst, d. h. bevor Hanswurst hauptsächlich als Bühnenfigur wahrgenommen wurde, führt folglich zu einer gewissen Schwierigkeit hinsichtlich der Dokumentationslage, besonders wenn diese Figur mit jenen gesellschaftlichen Gruppierungen in Verbindung stand, die moralisch-ethisch, gesellschaftlich und damit auch schriftlich ausgegrenzt wurden. Dabei wurde auch ersichtlich, dass von einer einzigen fixen Identität – in einem bürgerlichen Sinn – auch nicht die Rede sein kann, so dass damit die Annäherung an diese Figur erschwert wird. Zwar ist wohl mit weiteren historischen Funde in naher oder auch ferner Zukunft zu rechnen, doch solange dies nicht geschieht, müssen gewisse Fragen oder Behauptungen über einen Umweg formuliert bzw. aufgestellt werden. Diese sind in dieser Arbeit als theoretische „Perspektiven auf Hanswurst“ zu betrachten. Selbstverständlich impliziert diese Betitelung die Möglichkeit schier unendlich viele Perspektiven einzunehmen, was gewiss möglich ist, aber nicht notwendig, sofern sich diese nach den strukturellen, gesellschaftlich-sozialen Bedingungen richten, die solch eine Figur mitkonstituieren bzw. mitkonstruieren.

In dem 1979 publizierten Aufsatz „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“²²⁵ unternimmt Gérald Stieg solch einen Versuch. Dabei erscheinen (mindestens) zwei seiner Thesen, die er in aller Kürze behandelt, lohnenswert, sie genauer zu untersuchen: Abstrakt formuliert handelt es sich u. a. um eine machttheoretische und eine psychoanalytische Perspektive. Der bei Rudolf Münz auftauchende Verweis, dass es sich bei Hanswurst um einen Trixter bzw. eine Strukturfigur handelt, impliziert die Gleichzeitigkeit von dualen Strukturen, so dass das Verhältnis zwischen Herr und Knecht („Machttheoretisch“), welches Stieg andeutet, auf Basis der Überlegungen von Georg Wilhelm Friedrich Hegel und dem Arbeitsbegriff von Hannah Arendt zu beleuchten ist. Mit den sogenannten „Archetypen“ verwies bereits Carl Gustav Jung auf unbewusste Strukturen, die sich in derartigen theatralen Figuren offenbaren, die in diesem Zusammenhang („Psychoanalytisch“) stärker mit Sigmund Freuds Überlegungen zum Unbewussten-System kontextualisiert werden. Die letzte aufgezeigte Perspektive („Spieltheoretisch“) fragt nach spiel- und systembedingten Voraussetzungen für solche Figuren, nämlich in einem strukturschaffenden und -annehmemdem Verhältnis, das anhand der Spielkarte des Jokers aufgezeigt wird.

²²⁵ Vgl. Stieg, Gérald, „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“, in: *Austriaca. Cahiers Universitaires d'Information sur l'Autiche. Février 1979 – numéro spécial. Cinquième Année. Université de Haute-Normandie. Centre d'Etudes et de Recherches Autrichiennes*, S. 79-108.

MACHTTHEORETISCH

Herr und Knecht in einer Figur: Hanswurst und der Zyklus der Arbeit

Rudolf Münz' Gedanken zum Figurationsprinzip sogenannter Strukturfiguren, zu denen auch ein Hanswurst gezählt werden kann, hat weitreichende Konsequenzen, da er und seine Trickster-Mistreiter „– mit welchen Unterschieden auch immer – beides gleichermaßen und gleichzeitig sein [konnten, D.K.]; sie hatten Beziehungen zu »Himmel« und »Hölle«, sie konnten auftreten als »Gespaltene/Zerrissene« und als »Doppelgänger«. Sie waren MASKEN, und zwar noch einmal: in einer PERSON.“²²⁶ Die immer wiederkehrenden Verweise, es handelt sich bei Hanswurst um eine Diener-, Knecht- oder Bauernfigur, suggeriert geradezu, dass solch eine Doppelstruktur nicht vorherrscht, dass sich diese Figur aus einer ‚Moral von unten‘ generiert und somit entweder ein bloßes Amüsieren im Sinne eines „Spaßtheaters“ verfolgt oder subversive, revolutionäre Züge in sich trägt. Beides ist historiografisch und diskursiv stets mit einer impliziten Referenz auf ein Klassensystem verbunden, das eine „untere Klasse“ entweder ab- oder aufwertet.

Gérald Stieg bemerkt in seinem Aufsatz „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“ ungeachtet dieser vorangestellten Überlegungen ebenso diese Problematik, die er mit Hegels Kapitel zum Herr-Knecht-Verhältnis in Verbindung setzt²²⁷:

„Hanswurst akzeptiert die Wirklichkeit, die er (- da er sie -) als Materie, als Körper und nicht als Geist erlebt. Georg Büchners berühmte Formel vom Huhn im Topf des Bauern, das den gallischen Hahn verrecken lässt, visiert das hanswurstische Realitätsprinzip. Jede Revolution gehorcht, wenn sie mehr als Revolte des geschundenen Fleisches ist, einem idealistischen Imperativ. Hanswurst ist aber selbst dort, wo er seinen Herren prügelt, der Vertreter einer unabänderlichen Weltordnung. Die Gleichheit ist für ihn identisch mit der Gleichheit der materiellen Funktionen des Körpers. Kein König ist ihm da über. Bestenfalls kann Hanswurst von einem Rollentausch träumen: dann ist er der König und der König Hanswurst und alles bleibt beim alten.“²²⁸

Die hier von Stieg angedachte Verbindung zwischen König und Hanswurst deutet zwar eine offensichtliche und im Sinne einer Hanswurst-Kreation sehr wahrscheinliche Kontinuität einer Entität an – Hanswurst bleibt auch als König Hanswurst –, doch es sind womöglich die Bedingungen, die solch ein Verhältnis schaffen, nämlich jenes zwischen Herr und Knecht in

²²⁶ Münz, „Commedia Italiana“, S. 149.

²²⁷ Vgl. Stieg, „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“, S. 91ff.

²²⁸ Ebd., S. 92.

Georg Wilhelm Friedrich Hegels *Phänomenologie des Geistes*, genauer zu betrachten, da sich gerade hier eine strukturelle Besonderheit hinsichtlich dieser Figur aufzeigt.

Hegel beginnt das Kapitel „A. Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit des Selbstbewußtseins; Herrschaft und Knechtschaft“ mit einem Konsequenz beladenen Urteil: „Das Selbstbewußtsein ist *an* und *für sich*, indem und dadurch, daß es für ein Anderes an und für sich ist; d.h. es ist nur als ein Anerkanntes.“²²⁹ Ein Anerkennen ist als Feststellung sowohl sozial als auch epistemologisch eine Feststellung, die von außen stattfindet, d. h. ein Selbstbewusstsein kann sich jemand nicht selbst verleihen bzw. aus sich selbst heraus verleihen, sondern es wird ihm/ihr von außen verliehen. Dies gründet wiederum auf einem Verhältnis von zwei Begierden, wie es Alexandre Kojève in seiner bekannten Interpretation *Hegel. Eine Vergegenwärtigung seines Denkens. Kommentar zu Phänomenologie des Geistes* (Orig.: *Introduction à la lecture de Hegel, Leçons sur la phénoménologie de l'esprit*, 1947) aufzeigt:

„Das Sein des Menschen, das selbstbewußte Sein, impliziert also die Begierde und setzt sie voraus. Daher kann sich die menschliche Wirklichkeit nur innerhalb einer biologischen Wirklichkeit, eines animalischen Lebens konstituieren und halten. Wenn aber die animalische Begierde auch die notwendige Bedingung des Selbstbewußtseins ist, so doch nicht die zureichende Bedingung. Für sich allein führt diese Begierde nur zum Selbstgefühl.“²³⁰

Die zureichende Bedingung, die Kojève andeutet, ist die menschliche Begierde, die eine Begierde eines Anderen zu begehren ist: „Ich will, daß er meinen Wert als seinen Wert »anerkennt«, ich will, daß er mich als einen selbständigen Wert »anerkennt«.“²³¹ Während nun die tierische Begierde, wie Hunger, zunächst als Negation zu verstehen ist – „um zum Beispiel den Hunger zu stillen, muß man die Nahrung zerstören oder auf alle Fälle verwandeln“²³² –, offenbart sich jedoch im gleichen Zug ihre konstruktive Seite, die Schaffung einer subjektiven Wirklichkeit: „Ein essendes Wesen z. B. schafft und erhält seine eigene Wirklichkeit dadurch, daß es die andere Wirklichkeit aufhebt, eine andere fremde, äußere Wirklichkeit in eigene Wirklichkeit verwandelt, sie »assimiliert« und »verinnerlicht«.“²³³ Doch verbleibt dieser Akt trotz bzw. wegen dieser Verinnerlichung ein negierender, zerstörerischer, insofern, dass keine objektive Wirklichkeit geschaffen wird; es gibt kein Gegenüber, es wurde verinnerlicht, es verbleibt nur bei einem Selbstgefühl, eine Anerkennung – von außen – kann nicht stattfinden.

²²⁹ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Phänomenologie des Geistes*. Werke 3, auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu editierte Ausgabe (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 603), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1986, S. 145.

²³⁰ Kojève, Alexandre, *Hegel. Eine Vergegenwärtigung seines Denkens. Kommentar zu Phänomenologie des Geistes*, hrsg. v. Iring Fetscher, mit einem Anhang: Hegel, Marx und das Christentum, aus dem Französischen von Iring Fetscher und Gerhard Lehmbruch (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 97), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1975, S. 21 [Titel der Originalausgabe: *Introduction à la lecture de Hegel, Leçons sur la phénoménologie de l'esprit*, 1947].

²³¹ Ebd., S. 24.

²³² Ebd., S. 21.

²³³ Ebd., S. 21.

Dementsprechend liegt die Bedingung der Konstitution eines Selbstbewusstseins darin, dass der Mensch ein Herdentier ist, dass es eine soziale Wirklichkeit voraussetzt.²³⁴

In dieser sozialen Wirklichkeit, in der sich menschliche Begierden zunächst auf Augenhöhe begegnen, liegt nun für Hegel die Bedingung des Herr-Knecht-Verhältnisses:

„Das Verhältnis beider Selbstbewußtsein[e] ist also so bestimmt, daß sie sich selbst und einander durch den Kampf auf Leben und Tod *bewähren*. – Sie müssen in diesen Kampf gehen, denn sie müssen die Gewißheit ihrer selbst, *für sich zu sein*, zur Wahrheit an dem Anderen und an ihnen selbst erheben.“²³⁵

In diesem „Prestigekampf“, wie es Kojève nennt, geht es nun um die Anerkennung der Begierde des Einen von beiden, damit um die Schaffung des Selbstbewusstseins:

„Da er [, der Knecht, D.K.] *sich weigert, in einem reinen Prestigekampf sein Leben daranzusetzen, erhebt er sich nicht über das Tier. Er sieht sich also selbst als ein solches an und wird auch vom Herren als Tier angesehen. Der Knecht jedoch erkennt seinerseits den Herrn in seiner menschlichen Wirklichkeit und Würde an und verhält sich dementsprechend. Die »Gewißheit« des Herrn ist also nicht rein subjektiv und »unmittelbar«, sondern objektiviert und »vermittelt« durch die Anerkennung eines Anderen, nämlich des Knechtes.*“²³⁶

Der Knecht verbleibt vorerst nach Hegel in seiner tierischen Begierde, da er nicht das Streben nach Überleben überwindet, somit auch in der Konkretheit der Begierde verbleibt, d. h. das Selbstgefühl über das Selbstbewusstsein erhebt. Die Folge dieses Kampfs, der auf Augenhöhe begann, ist die Herabwürdigung, Aberkennung des Einen zum Knecht durch den Herren und gleichzeitig die Beförderung, Anerkennung des Anderen zum Herren – der nun das Selbstbewusstsein einfordert – durch den Knecht: „Er [, der Knecht, D.K.] *muß seine Begierde aufgeben und die des anderen befriedigen: er muß ihn anerkennen, ohne von ihm anerkannt zu werden. Ihn so »anerkennen« bedeutet aber, ihn als seinen Herrn »anerkennen« und sich selbst als Knecht anerkennen und vom Herrn als solchen anerkennen lassen.*“²³⁷ Die logische Konsequenz und ebenso die Paradoxie dieses Verhältnisses befindet sich darin, dass der Herr nur durch Anerkennung, die er vom Knecht erhält, zu einem solchen werden kann, aber gleichzeitig den Knecht als seinesgleichen nicht anerkennt, so dass die soziale Wirklichkeit, die Bedingung der Anerkennung und Schaffung von Selbstbewusstsein, durch den Herrn negiert wird:

„[D]enn was der Knecht tut, ist eigentlich Tun des Herrn; diesem ist nur das Fürsichsein, das Wesen; er ist die reine negative Macht, der das Ding nicht ist, und also das reine wesentliche Tun in diesem Verhältnisse; der Knecht aber ein nicht reines, sondern unwesentliches Tun. Aber zum eigentlichen Anerkennen fehlt das Moment, daß, was der Herr gegen den Anderen tut, er

²³⁴ Vgl. ebd., S. 22f.

²³⁵ Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 148f.

²³⁶ Kojève, *Hegel*, S. 33f.

²³⁷ Ebd., S. 26.

auch gegen sich selbst, und was der Knecht gegen sich, er auch gegen den Anderen tue. Es ist dadurch ein einseitiges und ungleiches Anerkennen entstanden.“²³⁸

Gerade dieses „Tun“ des Knechts ist das wesentliche Moment in der weiteren Herausbildung des Verhältnisses von Anerkennung und Aberkennung sowie von tierischer und menschlicher Begierde. Dieses „Tun“ ist die Arbeit, die der Knecht für den Herrn vollführt und diese Arbeit erzeugt weitere Verhältnisse. Hinsichtlich der Begierden ist die Arbeit „*gehemmte* Begierde, *aufgehaltenes* Verschwinden“²³⁹, so dass durch sie für Hegel maßgeblich – da sie keine unmittelbare Bedürfnisbefriedigung ist – ein Mensch erst definierbar wird:

„Das Tier arbeitet nicht, nur gezwungen, nicht von Natur; es ißt nicht sein Brot im Schweiß des Angesichts, bringt sein Brot sich nicht selbst hervor: von allen Bedürfnissen, die es hat, findet es unmittelbar in der Natur Befriedigung. Der Mensch findet auch das Material dazu, aber, kann man sagen, das Material, ist das wenigste für den Menschen, – die unendliche Vermittlung der Befriedigung seiner Bedürfnisse geschieht nur durch Arbeit.“²⁴⁰

Die Arbeit leistet dementsprechend eine Vermittlung, sie ist „eine »Mitte« zwischen dem Menschen und seiner Welt“²⁴¹, wie es Karl Löwith in seiner Studie von *Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts* auf den Punkt bringt. Damit hängt ein weiteres Verhältnis zusammen, nämlich einerseits die Distanzierung des Herrn von der Welt und andererseits das Näheverhältnis des Knechts zu dieser und die damit verbundene Schaffung eines „selbständigen Bewußtseins“: „Der Herr bezieht sich *auf den Knecht mittelbar durch das selbständige Sein*; denn eben hieran ist der Knecht gehalten; es ist seine Kette, von der er im Kampfe nicht abstrahieren konnte und darum sich als unselbständig, seine Selbständigkeit in der Dingheit zu haben erwies.“²⁴² Kojève fasst diesen Sachverhalt folgendermaßen zusammen: „*Da der Knecht alle Anstrengungen übernimmt, braucht der Herr nur noch das Ding, das der Knecht für ihn vorbereitet hat, zu genießen, und es zu »negieren« und zu zerstören, indem er es »verzehrt« (Zum Beispiel: ißt er ein fertig zubereitetes Mahl).*“²⁴³ Dieses Verhalten des Herrn führt wiederum selbstbezüglich zu einer Verkehrung des Verhältnisses von tierischer und menschlicher Begierde. Dem Herrn wird – durch die Anerkennung – mittels der Vermittlung des Knechts „die *unmittelbare* Beziehung als die reine Negation desselben oder der *Genuß*; was der Begierde nicht

²³⁸ Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 152.

²³⁹ Ebd., S. 153.

²⁴⁰ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Vorlesungen über die Philosophie der Religion II. Vorlesungen über die Beweise Gottes. Werke 17*, Red. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu editierte Ausgabe (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 617), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1986, S. 259.

²⁴¹ Löwith, Karl, *Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts* (Philosophische Bibliothek; 480), Hamburg: Meiner 1995, S. 286.

²⁴² Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 151.

²⁴³ Kojève, Hegel, S. 35.

gelang, gelingt ihm, damit fertig zu werden und im Genusse sich zu befriedigen.“²⁴⁴ Wenn nun der Unterschied zwischen der tierischen und menschlichen Begierde darin liegt, dass die tierische Begierde dadurch eine Befriedigung erlangt, wenn sie „den Gegenstand aufzehrt und so zum Verschwinden bringt, und der darum auch immer wieder »von vorne anfangen« muß, ohne etwas Bleibendes – ein Werk – zustande zu bringen“²⁴⁵, so stellt sich gewiss die Frage, inwieweit hier noch von einer menschlichen Begierde – abgesehen von der Anerkennung des Knechts – hinsichtlich des Herrn die Rede sein kann, wenn er den Knecht als tierisches Wesen betrachtet und keine Arbeit leistet, sondern Arbeit leisten lässt, deren Produkte er ohne eine „gehemmte Begierde“ verinnerlicht, verzehrt und somit negiert.

Hegel geht dabei hinsichtlich der Arbeit von einem bildenden Potential aus, da „[d]ie negative Beziehung auf den Gegenstand [...] zur *Form* desselben [wird, D.K.] und zu einem *Bleibendem*, weil eben dem Arbeitenden der Gegenstand Selbständigkeit hat. [...] D]as arbeitende Bewußtsein kommt also hierdurch zur Anschauung des selbständigen Seins *als seiner selbst*.“²⁴⁶ D. h., dass nicht im Produkt der Arbeit, sondern im Prozess der Arbeit die formierende, bildende Möglichkeit eines selbständigen Bewusstseins liegt. Wenn das Produkt, das bearbeitet, mit Händen und Werkzeugen geformt, in den Mittelpunkt der Betrachtung gelegt wird, so ist es nur zu einem bestimmt: zum Verzehr, zum Verbrauch. Somit ist das Wesen des gebildeten Produkts nicht das Bleibende, sondern gerade die Negation davon. Dabei sieht jedoch Hegel weniger das Problem in der Arbeit, stattdessen in der Distanzierung zur ‚Natur‘, die er schon im Verhalten des Herrn bemerkt, da er den Knecht für sich arbeiten lässt, und in weiterer Folge im Einsatz von Maschinen:

„In der MASCHINE hebt der Mensch selbst diese seine formale Tätigkeit auf und läßt sie ganz für ihn arbeiten. Aber jener Betrug, den er gegen die Natur ausübt und mit dem er innerhalb ihrer Einzelheit stehen bleibt, rächt sich gegen ihn selbst; was er ihr abgewinnt, je mehr er sie unterjocht, desto niedriger wird er selbst. Indem er die Natur durch mancherlei Maschinen bearbeiten läßt, so hebt er die Notwendigkeit seines Arbeitens nicht auf, sondern schiebt es nur hinaus, entfernt es von der Natur und richtet sich nicht lebendig auf sie als eine lebendige; sondern es entflieht diese negative Lebendigkeit, und das Arbeiten, das ihm übrig bleibt, wird selbst maschinenmäßiger; er vermindert sie nur fürs Ganze, aber nicht für den Einzelnen, sondern vergrößert sie vielmehr, denn je maschinenmäßiger die Arbeit wird, desto weniger Wert hat [sie], und desto mehr muß er auf diese Weise arbeiten.“²⁴⁷

Neben der Distanzierung, die sich hier in einer ähnlichen formalen Struktur zeigt, wie als wäre der Knecht die (selbstständige) Maschine des Herrn, so wird hier ebenso eine grundlegende Überlegung nach der Produktivität von Arbeit ersichtlich. Diese wird in einem abstrakten Wert

²⁴⁴ Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 151.

²⁴⁵ Löwith, *Von Hegel zu Nietzsche*, S. 286f.

²⁴⁶ Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 153f.

²⁴⁷ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Jenaer Systementwürfe*, neu hrsg. v. Klaus Düsing und Heinz Kimmerle, Das System der spekulativen Philosophie. Fragmente aus Vorlesungsmanskripten zur Philosophie der Natur und des Geistes (Philosophische Bibliothek; 331), Hamburg: Meiner 1986, S. 228.

bemessen, der sich nicht nach der Quantität richtet, sondern nach der Qualität, d.h. nach einer Geschicklichkeit. Wird diese nun maschinell, so verliert sie an Wert, dementsprechend auch die geleistete Arbeit, selbst wenn dadurch die Quantität gesteigert wird.

Hegel fokussiert den Prozess der Arbeit, stützt darauf seine Argumentation und sieht darin die Möglichkeit zur Schaffung eines selbstständigen Bewusstseins. Verlagert man jedoch den Blick auf das Produkt, so wird die Arbeit zu einer existentiellen Notwendigkeit, die nur das Verzehren und Konsumieren zum Ziel hat. Wird die Definition des Menschen auf die Arbeit gestützt, so gilt es, nicht nur den Prozess in Betracht zu ziehen, sondern auch das Produkt. Sofern dieser Weg eingeschlagen wird, führt dies notwendig dazu, dass der Mensch, gleichgültig ob Herr oder Knecht, ein *animal laborans* verbleibt, wie es Hannah Arendt in ihrem Hauptwerk *Vita Activa oder Vom Tätigen Leben* (Orig.: *The Human Condition*, 1958) beschreibt, da er stets an seinen Körper stets gebunden ist:

„Kreisend wie die Natur sind auch die Vorgänge des lebenden Organismus und des menschlichen Körpers, so lange nämlich, als er dem Prozeß standhalten kann, der ihn durchdringt und zugleich aufreißt und am Leben erhält. Das Leben ist ein Vorgang, der überall das Beständige aufbraucht, es abträgt und verschwinden läßt, bis schließlich tote Materie, das Abfallprodukt vereinzelter, kleiner, kreisender Lebensprozesse, zurückfindet in den alles umfassenden ungeheuren Kreislauf der Natur selbst, die Anfang und Ende nicht kennt und in der alle natürlichen Dinge schwingen in unwandelbarer, todloser Wiederkehr.“²⁴⁸

Diese zyklischen Vorgänge des menschlichen Organismus verknüpft Arendt wiederum mit dem Begriff der Arbeit, mit der Notwendigkeit und Notdurft, d. h. mit jenem, was dem menschlichen Leben als unerlässlich und unvermeidlich gilt: dem Essen. So schreibt Arendt: „Denn es ist ja gerade das Kennzeichen der Arbeit, daß das Resultat ihrer Mühe gleich wieder verzehrt wird und sie nur um ein sehr Geringes überdauert.“²⁴⁹ Insofern dem Essen eine primär lebenserhaltende Funktion zugeschrieben wird, ergibt sich in Verbindung mit Arbeit ein besonderes Wechselverhältnis zwischen Prozess und Produkt:

„Zwar produziert die Arbeit zweifellos auch für den »Zweck« des Konsums, aber da dieser Zweck, als Endprodukt gesehen, der weltlichen Beständigkeit eines Gegenstandes ermangelt, ist das Ende des Arbeitsprozesses nicht durch das Endprodukt determiniert, sondern durch die Erschöpfung der Arbeitskraft; die Arbeitsprodukte andererseits werden sofort wieder zu Mitteln, ihr Zweckcharakter ist eine ganz vorübergehende Eigenschaft, die sofort verschwindet, wenn die erzeugten Güter ihrer Bestimmung zugeführt werden, um als Lebens-mittel für die Regeneration der Arbeitskraft verwendet zu werden.“²⁵⁰

²⁴⁸ Arendt, Hannah, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, 6. Auflage, Piper: München 2007, S. 115 [Titel der Originalausgabe: *The Human Condition*, 1958].

²⁴⁹ Ebd., S. 104.

²⁵⁰ Ebd., S. 169.

In diesem zyklischen Prozess von Essen-Arbeit-Essen-Arbeit... wird ersichtlich, dass der Verbrauch, und weniger der Gebrauch, den Arendt mit dem Begriff „Herstellen“ verbindet, in einem Mittel-Zweck-Verhältnis im Vordergrund steht. Das Produkt der Arbeit befindet sich in einem ständigen Prozess und kann dementsprechend nur in einer zu verschlingenden Transformation seinem Zweck nachkommen, so dass letztlich von einem unproduktiven Prozess (hinsichtlich des Produkts) die Rede sein kann: Die Produktivität liegt nicht im Endprodukt – weder im Verzehren/Verinnerlichen noch in der Arbeit selbst –, sondern „vielmehr in der Kraft des menschlichen Körpers, dessen Leistungsfähigkeit nicht erschöpft ist, wenn er die eigenen Lebensmittel hervorgebracht hat, sondern imstande ist, einen »Überschuß« zu produzieren, d.h. mehr, als zur »Reproduktion« der eigenen Kraft und Arbeitskraft notwendig ist.“²⁵¹

In diesem Sinne betrachtet Arendt die Produktivität der Arbeit nur mittelbar, nämlich als Energielieferant und, im Gegensatz zu Hegel, in einer Überproduktion, die eine rational zweckmäßige Weiterverwertung findet. Doch stellt sich hier ebenso die Frage nach ‚Unverhältnismäßigkeiten‘ und ‚Maßlosigkeiten‘, die den produktiven Überschuss und die potentielle Freizeit des *animal laborans* betreffen. So könnten an dieser Stelle weitreichende positivistisch-utopische Gedankenexperimente unternommen werden, die darauf zielen, dass diese überschüssige Zeit sowie Überproduktion hehren Bestimmungen dienen könnte. Vorausgesetzt, dieser Mensch ist nach wie vor ein arbeitendes Tier – und dieses ist er notwendigerweise dadurch, dass er eine notdürftige Existenz ist –, so sind diese neuzeitlichen Utopieentwürfe nur bedingt angebracht, denn „[d]as von den Körperbedürfnissen getriebene Animal laborans ist nicht Herr seines Körpers, wie Homo faber Herr seiner Hände ist“²⁵². Demgemäß kommt Arendt zu dem Ergebnis, dass trotz möglicher Verbesserungen der Lebensbedingungen das *animal laborans* seiner zyklischen Bestimmung folgt, der Konsum somit eine übermäßige Dimension annimmt und jegliche Gegenstände verzehrt bzw. im wortwörtlichen Sinn einverleibt werden:

„[D]ie überschüssige Zeit des Animal laborans wird niemals für etwas anderes verbraucht als Konsumieren, und je mehr Zeit ihm gelassen wird, desto begehrlischer und bedrohlicher werden seine Wünsche und sein Appetit. Zwar verfeinern sich die Begehrlichkeiten, so daß der Konsum nicht mehr auf die Lebensnotwendigkeit beschränkt bleibt, sondern im Gegenteil sich gerade des Überflüssigen bemächtigt; aber dies ändert nicht den Charakter dieser Gesellschaft, sondern birgt im Gegenteil die schwere Gefahr in sich, daß schließlich alle Gegenstände der Welt, die sogenannten Kulturgegenstände wie die Gebrauchsobjekte, dem Verzehr und der Vernichtung anheimfallen.“²⁵³

Dieses potentiell pessimistische Menschenverständnis – aus einer Perspektive, die auf eine Dekadenz hinzielt, einen gesellschaftlich-kulturellen Verfall – unterstreicht Arendt in einer

²⁵¹ Ebd., S. 105.

²⁵² Ebd., S. 139.

²⁵³ Ebd., S. 157.

Kritik der Technologisierung von Arbeitsprozessen, so dass sich gar „die Utopie von gestern [...] als die Wirklichkeit von morgen entpuppen wird [...]“, die biologischen Prozesse – damit auch jene von Arbeit und Essen – unterbrochen werden und nichts „übrigbleiben wird als die »Anstrengung«, den Mund aufzumachen, um das Essen zu verzehren.“²⁵⁴ Dementgegen ist auch eine ‚andere‘ Perspektive einnehmbar, die eine ‚volkstümliche‘, karnevaleske Wunschvorstellung in sich birgt, worin das Übermaß an Arbeit, Mühe und Plage, die alltägliche, immer wiederkehrende Plackerei ein Ende findet, sich in ein *Goldenes Zeitalter*, ein Schlaraffenland verkehrt, in dem einem gebratene Tauben in den Mund fliegen, das Ontologische sich als das Gemachte herausstellt und ein groteskes Weltgefühl alles in sich verschlingt.

Als Vertreter solch eines Weltgefühls kann ein Hanswurst gelten, denn er ist nach Stiegs Auffassung ein „Vertreter einer unabänderlichen Weltordnung“²⁵⁵. Wenn nun ein Hanswurst die Gleichheit auf den materiellen Funktionen des Körpers errichtet, dann erkennt er auch sein Gegenüber nur auf der Ebene der, im Hegelschen Sinne gedachten, tierischen Bedürfnisse an. Er erkennt allen das Selbstbewusstsein ab, aber erkennt zugleich den Selbstgenuss an. Hanswurst degradiert zwar damit alle auf die tierischen Begierden, die unmittelbare Bedürfnisbefriedigung – jeder ist für ihn letzten Endes ein *animal laborans* –, und doch vollzieht er gleichzeitig damit eine radikale Gleichsetzung: Egal, wer dich und dein Selbstbewusstsein anerkennt, dich in deinem Herr-Sein bestätigt, so bleibst du nichtsdestotrotz deinem Körper verbunden, von dem und seinen Bedürfnissen und Begierden du, solange du lebst, nicht entkommen wirst. Alles andere erscheint wohl einem Hanswurst als Konvention, als eine vorübergehende Norm, die nicht imstande ist, diese universelle Ordnung zu begreifen. Jegliche hierarchische An- und Aberkennungen führen, wie es im Herr-Knecht-Verhältnis der Fall ist, notwendig zu Paradoxien: Der Herr kann nur vom Knecht dieses Selbstbewusstsein erhalten, der Herr erkennt dem Knecht gleichzeitig dieses Selbstbewusstsein ab und wird durch sein Verhalten – dass er den Knecht für sich arbeiten lässt –, seine notwendige Abhängigkeit vom Knecht ‚tierischer‘ als der Knecht selbst, der wiederum durch die „*gehemmte* Begierde“ und den Akt der Anerkennung noch eine menschliche Begierde und ein selbstständiges Bewusstsein in sich erschaffen ließ, es jedoch umso mehr verliert, je mehr er sich Maschinen bedient, um die Produktivität seiner Arbeit zu steigern, aber gleichzeitig die Geschicklichkeit – Hegel spricht hier von einem „*Eigensinn*, eine[r] Freiheit, welche noch innerhalb der Knechtschaft stehenbleibt“²⁵⁶ – verliert. Mag die Arbeit als Prozess für ein selbstständiges Bewusstsein konstituierend sein, so ist sie als Produkt – und davon zeugt der Name Hanswurst – einem Zyklus unterworfen, in dem das angeblich Bleibende sich letztlich nur als ein vorübergehender Aggregatzustand herausstellt.

²⁵⁴ Ebd., S. 154.

²⁵⁵ Stieg, „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“, S. 91.

²⁵⁶ Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, S. 155.

In diesem Gefüge erweist sich Hanswurst als Herr und Knecht: Zu einem Diener degradiert – weil er wohl auch die Sinnhaftigkeit eines Kampfes um Anerkennung nicht einsehen möchte, da diese nur mittelbar mit seiner körperlichen Welt zu tun hat –, gilt er nicht als eine arbeitsame Figur, sondern strebt vielmehr nach ‚Höherem‘, nämlich die andauernde Befriedigung der Bedürfnisse für sich und manchmal auch für alle²⁵⁷. Er erkennt zwar an und ab, doch letztendlich sind alle in gewisser Weise gleich, so dass vor allem die Frage nach dem Selbstgenuss im Vordergrund steht. Dementsprechend erscheint es nachvollziehbar, dass ein Hanswurst – oder einer seiner Trixter-Mistreiter – sehr oft Repressalien und Reinigungsarbeiten ausgesetzt waren (aus einem Zanni wurde nach und nach Zanni I und Zanni II), da sie durch ihre Besinnung auf das Körperliche scheinbar ontologische Hierarchien und Zuschreibungen *ad absurdum* führten, was Rudolf Münz folgendermaßen kommentiert:

„So waren sie ihrem Wesen nach verdächtige, suspekte Erscheinungen. Geistig Verwirrte, Gauner, Räuber, Narren, insomma: Störenfriede der Gemeinschaft, die fortwährend »Reformen« ausgesetzt waren, in deren Gefolge sie zu »Charakteren«, zu »Dienern«, »Kellnern«, »Sauschneidern« *dieser Welt* wurden: *Arlecchino als Diener zweier Herren* ist das Modell dafür.“²⁵⁸

Es mag vielleicht mehr als ein bloßer Zufall sein, dass gerade solch eine Figur zu einer „gewisse[n] Differenz zwischen Theorie und Praxis“²⁵⁹ im Kunstverständnis bei Hegel führte, wie es Gerda Baumbach in ihrer Studie *Schauspieler. Historische Anthropologie des Akteurs* genauer analysiert. Im September 1824 besuchte Hegel Wien und erwähnte in den Briefen an seine Frau auch einige Theaterbesuche. Darunter findet sich folgende Bemerkung vom 25. September: „Heute abend geh ich wohl zum geliebten Harlekin und seine teuren – ach rührend teuren und getreuen Columbine.“²⁶⁰ Womöglich sah Hegel gerade in dieser Figur, die ebenso auch ein Hanswurst hätte sein können, eine Auflösung des dialektischen Verhältnisses von Herr und Knecht, so dass seine begeisternde Äußerung darauf gründen könnte, dass er in dieser Figur seine Theorie inszeniert sah – zumindest unbewusst.

²⁵⁷ Gérald Stieg fasst die Ambivalenz zwischen dem Einsatz für das eigene Wohl und ein Gemeinwohl sehr passend zusammen: „Hanswurst verteidigt seinen und unseren Leib : er hält der Diktatur den Hintern ins Gesicht. Oder er wird zum Kollaborateur.“ In: Stieg, „Zur Philosophie des Hanswurst“, S. 101.

²⁵⁸ Münz, „Commedia Italiana“, S. 150.

²⁵⁹ Baumbach, Gerda, *Schauspieler. Historische Anthropologie des Akteurs. Band 1. Schauspielstile*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012, S. 71.

²⁶⁰ Hoffmeister, Johannes (Hrsg.), *Briefe von und an Hegel. Band 3. 1823-1831*, Berlin: Akademie Verlag 1970, S. 60.

PSYCHOANALYTISCH

Ein Figurationsprinzip für das Unbewusste

In seinem Aufsatz „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“ bringt Gérald Stieg mitunter einen wesentlichen Punkt hinsichtlich dieser Figur ins Spiel, nämlich die „infantile Sexualität“:

„Hanswurst *ist* die Sinnlichkeit in allen ihren unsublimierte Formen, ganz besonders der des Essens und Trinkens, Tätigkeiten, die für ihn beinahe den *Sinn* des Daseins darstellen. Hanswurst ist darin das Gegenteil jeder Form von Sublimation von jedweder Ethik des Verzichts, er ist das antipuritanische Prinzip an sich. (Die puritanische Theaterfeindschaft erfüllt sich im Kampf der Aufklärung gegen Hanswurst, das Prinzip eines unproduktiven Lebens).“²⁶¹

Die Nähe zu Carl Gustav Jungs Gedanken über die „Archetypen“²⁶² ist offensichtlich, doch nimmt Stieg eine andere Perspektivierung auf Hanswurst vor. Es geht ihm vielmehr um das Verhältnis zwischen Materie und Verhalten, in dem er eine Analogie zum kindlichen Dispositiv aufzeigt: „Die Verdauungssphäre und ihr Vokabular gehören unabdingbar zu Hanswurst wie zur Phantasie des Kindes.“²⁶³ Während nun Jung diesbezüglich von einem „kollektiven Unbewussten“ spricht, welches „im Gegensatz zur persönlichen Psyche Inhalte und Verhaltensweisen [hat, D.K.], welche überall und in allen Individuen cum grano salis die gleichen sind“²⁶⁴, bezieht sich Stieg auf die kindliche Sphäre, die als solche nur von einem Erwachsenen definiert werden kann, und verweist damit indirekt auf einen Aspekt, der für die weitere Beweisführung wesentlich ist: die Frage nach der eigenen argumentativen Position.

Hanswursts Dreierbeziehung zur Wurst – als Penis, Speise und Kot – kann nun konstituierend für Komisches gelten:

„Bei allem, was im weitesten Sinne als ‚komisch‘ bezeichnet wird, spielen Sexualität, Nahrungsaufnahme und Ausscheidungen eine wichtige Rolle. Gerade die Bereiche, die eben durch *primäre* kulturelle Verbote und Normen reguliert und eingeschränkt sind, kommen im sogenannten Komischen zur Geltung, was womöglich auf das Alter ‚komischer‘ Strukturen und ihrer Funktion schließen läßt.“²⁶⁵

²⁶¹ Stieg, „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“, S. 94.

²⁶² Vgl. Jung, Carl Gustav, „Über die Archetypen des kollektiven Unbewußten (1934)“, in: Jung, Carl Gustav, *Archetypen*, 16. Auflage, München: dtv 2010, S. 7-44.

²⁶³ Stieg, „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“, S. 95.

²⁶⁴ Jung, „Über die Archetypen des kollektiven Unbewußten (1934)“, S. 7.

²⁶⁵ Baumbach, Gerda, *Seiltänzer und Betrüger? Parodie und keine Ende. Ein Beitrag zu Geschichte und Theorie von Theater* (Mainzer Forschungen zu Drama und Theater, hrsg. v. Erika Fischer-Lichte, Wilfried Floeck, Winfried Herget und Dieter Kafitz; 13), Tübingen/Basel: Francke 1995, S. 69.

Gerda Baumbachs Feststellung, die unabhängig von einer konkreten Bezugnahme auf Hanswurst stattfindet, unterstreicht gerade den gesellschaftlichen Kontext, welcher auf einen Existentialismus referiert, der bereits bei Bachtin hinsichtlich des „Körperdramas“²⁶⁶ aufgezeigt wurde. Diese „kulturellen primären Verbote und Normen“ können innerhalb eines gesellschaftlichen Zusammenhangs ebenso als „Tabus“ bezeichnet werden, da es geradezu offensichtlich ist, dass Sexualität, Nahrungsaufnahme und Ausscheidung – jene drei mitkonstituierenden Bereiche einer Hanswurst-Kreation – einem Übermaß an Disziplinierungen ausgeliefert sind, die einerseits oft unhinterfragt bleiben und andererseits gerade dadurch eine außerordentliche Anziehungskraft hinsichtlich eines Regelübertritts ausüben:

„Das Tabu ist ein uraltes Verbot, von außen (von einer Autorität) aufgedrängt und gegen die stärksten Gelüste der Menschen gerichtet. Die Lust, es zu übertreten, besteht in deren Unbewußten fort; die Menschen, die dem Tabu gehorchen, haben eine ambivalente Einstellung gegen das vom Tabu Betroffene. Die dem Tabu zugeschriebene Zauberkraft führt sich auf die Fähigkeit zurück, die Menschen in Versuchung zu führen; sie benimmt sich wie eine Ansteckung, weil das Beispiel ansteckend ist und weil sich das verbotene Gelüste im Unbewußten auf anderes verschiebt. Die Sühne der Übertretung des Tabu durch einen Verzicht erweist, daß der Befolgung des Tabu ein Verzicht zugrunde liegt.“²⁶⁷

Besonders die Tabuisierung dieser körperlichen Funktionen (innerhalb gesellschaftlicher, sozialer Strukturen bzw. bedingt durch dieselben) und der Konnex dieser Körperlichkeit zu jenem, was „im weitesten Sinne als ‚komisch‘ bezeichnet wird“, gibt Aufschluss darüber, wieso gewisse Haltungen und Zuschreibungen hinsichtlich Hanswurst getroffen wurden – und nach wie vor werden –, und wirft eine weitere Perspektive auf dieses Figurationsprinzip. Wenn nun allein im Namen dieser Figur jene Bereiche explizit zum Ausdruck kommen, die Verboten, Normen, Konventionen und Maßregelungen unterworfen werden, ist eine wissenschaftliche Aufwertung mittels Zuschreibungen eines kritischen, subversiven, revolutionären Potentials andererseits eine Abwertung auf ein bloßes ‚Spaßtheater‘ eines Hanswurst nachvollziehbar, da er *per se* in jenen Bereichen situiert ist, die wiederum zur Reflexion über angeblich ontologische Gefüge und zum Amüsieren sowie spaßigem Zeitvertreib einladen. Beide Perspektiven gehen jedoch von einem gewissen Grad an Intentionalität, die seine Handlungen kennzeichnen aus, in dem Sinn, dass diesem Figurationsprinzip eine eindeutige Funktionalität oder gar Finalität zugeschrieben wird. An diesem Punkt eröffnet sich ein weiterer Blick auf Hanswurst. Angenommen, diese Figur handelt nicht – wie gerade vorgebracht – gemäß einer bewussten Orientierung, d. h. sie ist weder revolutionär noch lustig an sich, dann ist es angebracht, einen Hanswurst hinsichtlich jener Struktur zu befragen, die als das Unbewusste bezeichnet wird: „Das Ich repräsentiert, was man Vernunft und Besonnenheit nennen kann, im Gegensatz zum Es, welches die Leidenschaften enthält.“²⁶⁸

²⁶⁶ Vgl. Bachtin, *Rabelais und seine Welt*, S. 358f.

²⁶⁷ Freud, Sigmund, *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*, Einleitung von Mario Erdheim, zehnte, unveränderte Auflage, Frankfurt a. Main: Fischer 2007, S. 83.

²⁶⁸ Freud, Sigmund, „Das Ich und das Es (1923)“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 251-295, hier: S. 265.

Sigmund Freuds Verständnis eines psychischen Apparats, von ihm auch als Individuum bezeichnet, beläuft sich auf drei Elemente: Ich, Es und Über-Ich bzw. Ideal-Ich. Das Ich bildet die Oberfläche des psychischen Apparats, da es über das W-System (Wahrnehmung) gebildet wird; es hängt demzufolge mit dem Bewusstsein zusammen.²⁶⁹ Demgegenüber setzt Freud das Es, welches durch das Ubw-System (Unbewusst) konstituiert wird. Beide hängen in dem Verhältnis von Verarbeitung und Verdrängung zusammen.²⁷⁰ Das Über-Ich bzw. Ideal-Ich ist sowohl „Residuum der ersten Objektwahl des Es“ als auch „Mahnung“ und „Verbot“²⁷¹ für das Ich:

„Während das Ich wesentlich Repräsentant der Außenwelt, der Realität ist, tritt ihm das Über-Ich als Anwalt der Innenwelt, des Es, gegenüber. Konflikte zwischen Ich und Ideal werden, darauf sind wir nun vorbereitet, in letzter Linie den Gegensatz von real und psychisch, Außenwelt und Innenwelt, widerspiegeln.“²⁷²

Der markante Unterschied zwischen diesen drei Elementen liegt in der Vorstellung. Das Bw-System ist dabei die Verbindung zwischen einer signifikanten Vorstellung bzw. Besetzung (Sachvorstellung) und einer signifikanten Vorstellung bzw. Besetzung (Wortvorstellung), während sich im Ubw-System nur die Sachvorstellung manifestiert. Folglich kann das Bw-System (Bewusst) als eine Zusammensetzung von Inhalt (Sachvorstellung) und Form (Wortvorstellung) betrachtet werden. Der Inhalt erhält in diesem System eine Form, wird kategorisierbar nach Regeln des Bewusstseins, somit nach Möglichkeiten der Vernunft.²⁷³ Ist dies nicht durchführbar, so erfolgt nach Freud die Verdrängung; der Inhalt bleibt zwar aus der Perspektive des Bewusstseins formlos, besteht abern nach wie vor im Individuum: „Der Kern des *Ubw* besteht aus Triebrepräsenzen, die ihre Besetzung abführen wollen, also aus Wunschregungen. Diese Triebregeungen sind einander koordiniert, bestehen unbeeinflusst nebeneinander, widersprechen einander nicht.“²⁷⁴ Die „Triebrepräsenzen“, d. h. Stellvertreter für Triebe, nicht diese selbst, finden sich vornehmlich im Ubw-System und bilden hauptsächlich die Einheiten, die zwar auch im Bw-System auftauchen können, aber ebenso als Vorstellungen von Trieben, denn „[w]ürde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften oder nicht als ein Affektzustand zum Vorschein kommen, so könnten wir nichts von ihm wissen.“²⁷⁵

Dieses Fehlen an Form im Ubw-System, also im Es, konstituiert die „Triebrepräsenz“, die sich nach folgenden ‚Regeln‘ ausbildet: „*Widerspruchslosigkeit, Primärvorgang* (Beweglichkeit der Besetzungen), *Zeitlosigkeit und Ersetzung der äußeren Realität durch die psychische*“²⁷⁶. Diese ‚Regeln‘ widersprechen dem

²⁶⁹ Vgl. ebd., S. 259.

²⁷⁰ Vgl. ebd., S. 264.

²⁷¹ Ebd., S. 273.

²⁷² Ebd., S. 275.

²⁷³ Vgl. Krych, David, *Theorien und Formen von Schaulust*, Diplomarbeit, Universität Wien, 2011, S. 64.

²⁷⁴ Freud, Sigmund, „Das Unbewußte (1915)“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 117-153, hier: S. 138.

²⁷⁵ Ebd., S. 129.

²⁷⁶ Ebd., S. 138f.

Bw-System, d. h. sie stellen eine Antithese zur Vernunft und Besonnenheit, zum Ich dar, und folgen dem ‚Lustprinzip‘, das im Es uneingeschränkt herrscht²⁷⁷: „Diese Vorgänge streben danach, Lust zu gewinnen; von solchen Akten, welche Unlust erregen können, zieht sich die psychische Tätigkeit zurück (Verdrängung).“²⁷⁸

Nun fordert das Lustprinzip eine Befriedigung, die sich auf die psychische Realität des Individuums richtet, d. h. der Existenz des Ich – in dessen Willen zum Leben – widersprechen kann:

„Unter dem Einflusse der Selbsterhaltungstribe des Ichs wird es [das Lustprinzip, D.K.] vom *Realitätsprinzip* abgelöst, welches, ohne die Absicht endlicher Lustgewinnung aufzugeben, doch den Aufschub der Befriedigung, den Verzicht auf mancherlei Möglichkeiten einer solchen und die zeitweilige Duldung der Unlust auf dem langen Umwege zur Lust fordert und durchsetzt.“²⁷⁹

Nun ist bereits angemerkt worden, dass eine ‚Regel‘ des Es bzw. Ubw-Systems die Widerspruchslosigkeit darstellt, somit ist auch eine Negation innerhalb des Lustprinzips nicht möglich, auch wenn die Triebansprüche mit dem Ich kollidieren: In diesem Fall führt die triebgemäße Befriedigung zu einem Unlustempfinden des Ich, was Freud als „Spaltung im seelischen Apparat“ vermutet, dem ein „Konflikt“ vorausgeht – zum Einen Triebbefriedigung, zum Anderen die damit drohende Gefahr eines Leidens –, auf den das Kind mit entgegengesetzten Reaktionen antwortet: „Einerseits weist es mit Hilfe bestimmter Mechanismen die Realität ab und läßt sich nichts verbieten, andererseits anerkennt es im gleichen Atem die Gefahr der Realität, nimmt die Angst vor ihr als Leidenssymptom auf sich und sucht sich später ihrer zu erwehren.“²⁸⁰ Dabei ist das Lustprinzip, nach Freud, selbst in seiner Struktur diametral bzw. dichotomisch aufgebaut, nämlich in einem Drang bzw. Trieb nach Neuheit und Wiederholung²⁸¹:

„Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zu Wiederherstellung eines früheren Zustandes, welchen dies Belebte unter dem Einflusse äußerer Störungskräfte aufgeben mußte, eine Art von organischer Elastizität, oder wenn man will, die Äußerung der Trägheit im organischen Leben.“²⁸²

Die „Wiederherstellung eines früheren Zustandes“ bezieht sich nun für Freud auf zwei konträre Richtungen: auf Leben und Tod. Den Trieb zum Leben bzw. Selbsterhaltungstrieb/Sexualtrieb unterscheidet Freud in zwei Kategorien gemäß seines Ziels: „Um so mehr müssen wir den libidinösen Charakter der Selbsterhaltungstribe jetzt betonen, da wir den weiteren Schritt wagen, den Sexualtrieb

²⁷⁷ Vgl. Freud, „Das Ich und das Es (1923)“, S. 264.

²⁷⁸ Freud, Sigmund, „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens (1911)“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 29-38, hier: S. 32.

²⁷⁹ Freud, Sigmund, „Jenseits des Lustprinzips (1920)“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 191-249, hier: S. 195f.

²⁸⁰ Freud, Sigmund, „Die Ichspaltung im Abwehrvorgang (1940 [1938])“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 335-340, hier: S. 337.

²⁸¹ Vgl. Freud, „Jenseits des Lustprinzips (1920)“, S. 220f.

²⁸² Ebd., S. 221.

als den alles erhaltenden Eros zu erkennen, und die narzißtische Libido des Ichs aus den Libidobeiträgen ableiten“²⁸³. Den Kern des Wiederherstellungstrieb stellt für Freud der Tod dar, die Rückführung in die unbelebte Materie, da „ja der Tod »das eigentliche Resultat« und insofern der Zweck des Lebens ist, der Sexualtrieb aber die Verkörperung des Willens zum Leben.“²⁸⁴

Betrachtet man nun das Figurationsprinzip eines Hanswurst in Hinblick auf das Ubw-System, so können strukturelle Ähnlichkeiten sichtbar werden; dies gilt besonders im Verhältnis zu den Triebrepräsentanzen und dem Lustprinzip. Die vier ‚Regeln‘ der Triebrepräsenz sind dabei besonders interessant. Mit der ersten ‚Regel‘ der „Widerspruchslosigkeit“ wird ein grundlegendes Element dieses Figurationsprinzips sichtbar: Die Bedingungen für die Gültigkeit eines Widerspruchs liegen in einem linearen räumlich-zeitlichen Verständnis sowie in der Behauptung einer fixen Identität. Folglich kann ein Mensch nicht zugleich ein Säugling und ein Greis sein oder er kann auch nicht zugleich an zwei unterschiedlichen Orten körperlich anwesend sein und er kann auch nicht gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten einmal als Greis und einmal als Säugling anwesend sein. Wird nun davon ausgegangen, dass ein Widerspruch nicht möglich ist, so geht damit auch eine Negationsunmöglichkeit einher, da weder ein fixer Wert bzw. eine fixe Identität existiert, wodurch nur negative Negationen möglich sind: Es findet immer eine Bejahung statt. Führt man nun diese Beobachtung mit Rudolf Münz’ Referenz auf Avalles Entdeckung des „Proto-Zanni“ zurück, nämlich „ein Wesen, das *in einer Figur beides gleichermaßen verkörpert*“²⁸⁵, so wird evident, dass dies nur durch eine Widerspruchslosigkeit möglich ist, die hier auch mit der ‚Regel‘ der „Zeitlosigkeit“ notwendig zusammenhängt, da zwei Identitäten innerhalb einer Figur simultan vorhanden sein können.

Eine ähnliche Analogie findet sich hinsichtlich der zweiten ‚Regel‘, dem „Primärvorgang (Beweglichkeit der Besetzungen)“. Dieser ist dahingehend als primär zu verstehen, da er ohne den Eingriff von Vernunft bzw. Denken und damit auch dem Ich nach einer Abfuhr der Triebenergie zielt, d. h. der Auflösung einer inneren Spannung. Dementsprechend können in diese formale Struktur nur jene Inhalte eingreifen, die als primäre existentielle Bedürfnisse und Notwendigkeiten gelten: Essen, Ausscheidung und Sexualität – metaphorisch gesprochen: die drei Würste des Hanswurst. Die damit verbundene „Beweglichkeit der Besetzungen“ ist im Sinn eines Stellvertreter-Modells zu denken: Die Fixierung ist nicht an ein einziges Objekt oder Subjekt gebunden, sondern an all jenes, das den strukturellen Bedingungen einer Befriedigung in einer bestimmten Situation am besten entspricht. Demzufolge gelangt man wieder an den bereits aufgezeigten Punkt einer variablen bzw. dichotom-simultanen Identität bzw. Entität.

Die letzte ‚Regel‘ der „Ersetzung der äußeren Realität durch die psychische“ könnte in der strukturellen Ankoppelung eines Hanswurst-Figurationsprinzips mit dem Ubw-System ein Problem darstellen, sofern

²⁸³ Ebd., S. 237.

²⁸⁴ Ebd., S. 234f.

²⁸⁵ Münz, „Commedia Italiana“, S. 149.

überhaupt von einer Gültigkeit dieser beiden Realitäten für diese Figur auszugehen ist. Dies erscheint jedoch aufgrund des Verhaltens eines Hanswurst – seiner Amoralitäten, flexiblen Identitäten, die keine Widersprüche zeigen, seiner sogenannten Maßlosigkeit – als höchst fragwürdig. So stellt auch Stieg fest: „Hanswurst ist naiver Materialist und Sensualist, der den sexuellen Genuss jeglicher «Bildung» vorzieht und ihn mit den Worten des katholischen Hymnus *in dulci jubilo* feiert. Sein Materialismus ist affirmativ [...]. Die materielle Welt der Genüsse ist für Hanswurst Selbstzweck und Sinn“²⁸⁶. Es ist daher für Hanswurst nur eine Welt als die ‚wirkliche‘ annehmbar, nämlich diejenige, in der er seinen Genüssen und Trieben nachgehen kann, so dass gerade die äußere Realität und die psychische für ihn nach diesem Maßstab zusammenfallen: „Zu den häufigsten, nichtsdestoweniger albernsten Vorwürfen, die von Aufklärern gottschedscher Prägung gegenüber Hanswurst erhoben wurden, gehört der, er habe kein Vorbild in der Natur. Dabei ist sein bloßes Dasein das eines ›Naturmenschen‹, was zu den Fundamenten dieser und ähnlicher Figuren zählt.“²⁸⁷

Die mit den Trieben verbundene Doppelstruktur von Neuheit und Wiederholung, Leben und Tod kann ebenso mit einem zyklischen Verständnis, welches für das Bachtin'sche Verständnis von Groteske konstituierend ist, in Verbindung gebracht werden. Aus dem steten Zyklus der Prozesse entsteht immer wieder etwas Neues; und wenn auch der Tod „das eigentliche Resultat“ des Lebens sein mag, so bedeutet er sowohl hinsichtlich der Triebstruktur als auch der Groteske nicht das absolute Ende, sondern nur eine vorübergehende Transformation, aus der Leben entsteht, abstirbt und wieder zu Leben wird: „ein testament eins pfaffen ist wie ein wurst, die isst man, dein egeritur, sus devorat, vnd wird wider ein wurst, sic sine fine“.²⁸⁸ In diesem Sinne sind auch die ‚Würste‘ eines Hanswurst zu denken: als Würste die ein- und ausdringen, als jene, die Leben schaffen und als eine tote Materie, aus der doch wieder Leben entstehen kann, aber nur weil sie vorher auch verdaut wurde.

²⁸⁶ Stieg, „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“, S. 81.

²⁸⁷ Münz, Rudolf, „Hanswurst – eine Strukturfigur »auf Zeit«?“, in: Baumbach, Gerda (Hrsg.), *Auf dem Weg nach Pomperlörel – Kritik »des« Theaters. Aufsätze* (Leipziger Beiträge zur Theatergeschichtsforschung, hrsg. v. Gerda Baumbach; 2), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 62-70, hier: S. 66.

²⁸⁸ Luther, *Tischreden 1531-46*, S. 137.

SPIELTHEORETISCH

Joker – Wann ist der Wert schon was wert?

Werden zwei Begriffe gegenübergestellt, haben diese noch ein widersprüchliches Potential zueinander, so stellt sich des Öfteren die Frage, wer nun wen bedingt: Ist das Gute bedingt durch das Böse oder umgekehrt (oder ist es doch ganz anders)? Dies zeigt sich auch in dem Begriffspaar Weltmodell und Strukturfigur. Beim ersten Begriff kommt ein Maßstab, ein Maß, ein Modell (vom Lateinischen *modulus*) zum Ausdruck, der eine Messbarkeit impliziert, die durch Rationalisierungen, Kategorisierungen, Ordnungen, Normierungen konkreter wird.²⁸⁹

Nichtsdestotrotz ist das System Leben durch die Vielzahl an in-, ein-, gegen-, zusammenwirkenden Mechanismen einer Komplexität verhaftet, dass eine modellhafte Zeichnung sich bei der Berücksichtigung aller Elemente vom Gedanken eines Modells entfernt. Dieser Widerspruch, „Bonini-Paradox“ genannt²⁹⁰, besagt somit, dass eine getreue Annäherung an Wirklichkeit mittels eines Modells sich dem Gedanken der Komplexitätsreduktion entfernt, so dass wiederum Modelle benötigt werden, um einerseits die Parameter zu berechnen und andererseits die Repräsentanten zu repräsentieren. Der Ausgangsgedanke einer vereinfachten Darstellung wird zu einem Teufelskreis der Komplexitätsmaximierung. Damit ist der Versuch, lebensnahe Modelle mit den oben angeführten Charakteristiken zu beschreiben, eigentlich von Anfang an zum Scheitern verurteilt.

Dies mag zwar ziemlich sicher auf den Wunsch ‚Realität darzustellen‘ zutreffen, doch das grundlegende Denken über Weltmodelle und Strukturfiguren kann trotzdem in einem übertragenen Sinne stattfinden, nämlich in einer radikalen Reduktion. Solch eine soll nun konzipiert werden: Weltmodelle mit ihren Gesetzen werden hier zu Kartenspielen und die Strukturfigur zum Joker. Diese Versuchsanordnung soll zeigen, wie eine Hanswurst-Figur (Strukturfigur-Joker) im Verhältnis zu ihrem Kontext (Weltmodell-Kartenspiel) steht.

Kartenspiele geben einen möglichen Zugang, um über Systeme, Strukturen, Wahrscheinlichkeiten nachzudenken. Aufgrund dessen, dass sie ein klares System von Zuordnungen hinsichtlich der Funktionselemente besitzen, was als Regeln und Normen bezeichnet wird, dabei hält sich die Komplexität in Grenzen, so dass mögliche Szenarien (augenscheinlich) einfacher entworfen werden können.

²⁸⁹ In diesem Zusammenhang stellt die ‚Strukturfigur‘ für einen ‚Hanswurst‘ und das ‚Weltmodell‘ für den Kontext, der ihn umgibt.

²⁹⁰ Vgl. Bonini, Charles, *Simulation of information and decision systems in the firm*. Prentice-Hall/Englewood Cliffs: New Jersey 1963, S. 27ff.

Um über das Verhältnis von Strukturfiguren und Weltmodellen nachzudenken, bietet sich das Kartenspiel Rommé (die Variante Deutsches Rommé bzw. Rommé mit Auslegen) besonders an. Die Grundkonstellation: Insgesamt wird mit 110 Karten gespielt (zwei Pakete französischer Karten), die auf zwei bis sechs Spieler verteilt werden. Ein Kartendeck besteht somit aus 55 Karten, davon haben drei Karten einen besonderen Status, die die rechnerischen Zuordnungsverteilungen und Ordnungsmöglichkeiten in einen gewissen Grad durcheinander bringen. Somit sind 52 Elemente gleichwertig, ihre jeweiligen Werte sind klar zugeschrieben, was zur Folge hat, dass ein Spiel mit diesen Karten von einem allgemeinen gleichen Wahrscheinlichkeitswert geprägt ist, d. h. die Wahrscheinlichkeit, eine bestimmte Kartenkombination in den Händen zu halten, ist genauso hoch wie eine andere. Doch bieten drei bzw. sechs von 55 bzw. 110 Karten die Möglichkeit, die Pluralität und Varietät der Möglichkeiten um ein kaum berechenbar Vielfaches zu erhöhen, da sie sich in jeweiligen Situationen beliebig (d. h. zwischen zwei fixen Elementen oder am Ende einer Kette) einordnen lassen. Erst mit diesen Karten wird Rommé zu einem Spiel, bei welchem eindeutige Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten, klare Zuschreibungen und Berechenbarkeiten einen Variablenreichtum erhalten; mit diesen Karten erhält Rommé ein spielerisches Element, mit diesen Karten wird dieses Kartenauflegen zu einem KartensPIEL.

Der Begriff Joker geht auf das Kartenspiel *Euchre* zurück, das um das Jahr 1860 erfunden wurde, eine Abwandlung des französischen Kartenspiels *Ecarté*, welche von deutschen Immigranten in die USA gebracht wurde.²⁹¹ Hinsichtlich der Entstehung des Begriffs Joker zeigt sich eine etymologische Besonderheit: Eine Verwandtschaft zum Lateinischen *iocus* ist zwar gegeben, aber nicht in dieser scheinbar unmittelbaren Offensichtlichkeit vorhanden. Bei dem Kartenspiel *Euchre* handelt es sich um ein so genanntes *Juckerspiel*, ein Kartenspiel mit zwei Trümpfen, die auf Deutsch eben Jucker heißen. Es liegt somit nahe, dass aus der Anfangssilbe ['jü] ein Veränderung hin zu ['dʒo:] stattfand, somit aus Jucker der Joker wurde.²⁹² Die Vermutung ist wohl angebracht, dass der Begriff Jucker mit dem Begriff Jucks – nicht zu verwechseln mit Jux – zusammenhängt, der Spaß, Scherz, einen lustigen Auftritt bedeutet.²⁹³ Der deutsche Ausdruck Jucks als auch der englische *joke*, der das erste mal um das Jahr 1660 auftaucht²⁹⁴, geht auf den Lateinischen Begriff *iocus* zurück. Doch der Begriff Joker stammt eben nicht unmittelbar von *joke* bzw. *iocus* ab.

²⁹¹ Kastner, Hugo/Folkvord, Gerald Kador, *Die große Humboldtenzyklopädie der Kartenspiele*. Humboldt: Baden-Baden 2005, S. 41f.

²⁹² Vgl. Parlett, David, *Oxford Dictionary of Card Games*, Oxford: Oxford University Press 1996, S. 104.

²⁹³ Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch. Band 10, Sp. 2351.

²⁹⁴ Harper, Douglas, *Online Etymology Dictionary*, in: http://www.etymonline.com/index.php?allowed_in_frame=0&search=joke&searchmode=none, 24.01.2013.

Karten mit solch einer besonderen Funktion gab es schon vor dem *Juckerspiel*, nämlich in diversen Tarot-Varianten ab dem 14./15. Jahrhundert.²⁹⁵ Solche Joker-Karten sind im *Tarot de Marseille* und dem *Visconti-Sforza-Trionfideck*, die aus dem 15. Jahrhundert stammen, aufzufinden.²⁹⁶ Bezeichnet werden diese Karten als *Le Mat* bzw. *Le Fol* und *Il Matto*, was soviel wie Bettler, Verrückter oder Narr bedeutet. Ein ähnliches Kartenbild taucht ebenso im *Hofämterspiel* aus der Mitte des 15. Jahrhunderts auf, hier wird diese Karte als *Narr* oder *Nerryn* bezeichnet.²⁹⁷

Demzufolge waren Karten mit einem Joker-Motiv und einer ähnlichen Funktion bereits 400 Jahre vor der begrifflichen Erfindung Joker in Spielen vorhanden. Während der Begriff und die Karte erst um 1880 bzw. 1890 im europäischen Raum nachzuweisen ist, nämlich in Spielen der belgischen Firma *Mesmaekers* und des britischen *Chas Goodall*-Herstellers.²⁹⁸ Die namentliche Genese des Jokers scheint durch die falsche Aussprache von Jucker bewiesen; zu fragen bleibt, welche Funktion ein Joker in einem Kartenspiel, in dem hier anfangs angeführten Beispiel, nämlich in *Rommé*, einnimmt?

Der Joker hat in der Regel eine Trumpffunktion, d. h. er kann öfters gespielt werden als Karten mit eindeutigen Wertzuschreibungen. Um sich dieses Verhältnis allein zahlenmäßig vorzustellen, bietet sich *Rommé* an. Hierbei gibt es zwei Möglichkeiten, Karten aufzulegen: entweder in einer Sequenz (z. B. 9, 10, B, D in derselben Farbe) – eine Sequenz ist ab drei Karten möglich – oder in Sätzen (ab drei Karten desselben Werts, aber unterschiedlicher Farbe). Da nun mit zwei Kartendecks gespielt wird, sind alle Karten mit klaren Wertzuschreibungen doppelt vertreten. Die zwei farb- und wertgleichen Karten haben somit insgesamt $3!$ (= drei Fakultät) Platzierungsmöglichkeiten, d. h. sechs mögliche Kombinationen können in einem Spiel aufzutauchen. Bei 52 farb- und wertgleichen Kartenpaaren ergeben sich insgesamt $3! \times 56 = 312$ mögliche Platzierungsmöglichkeiten. Wäre nur ein einziger Joker im Spiel, dann ergeben sich allein mit diesem reinrechnerisch $312 \times 6 = 1872$ Möglichkeiten für Platzierungen, da dieser sowohl hinsichtlich Farb- als auch Wertwahl voneinander unabhängig bestimmt werden kann. In dieser stochastischen Überlegung zeigt sich allein die Vielfalt dieser Figur, die um das 312fache einsatzfähiger ist, als jede beliebige Karte im Spiel. Dabei sind jedoch zwei Einschränkungen von Jokern in *Rommé* festzuhalten: Es dürfen nicht zwei Joker hintereinander gelegt werden und ein Joker darf auch nicht den Beginn einer Sequenz oder eines Satzes beginnen. Die Positivität dieser Karte geht jedoch verloren, wenn das Spiel vorbei ist und man noch einen Joker in der Hand hält, denn dieser führt zum höchsten Punkteverlust.

²⁹⁵ Vgl. Dawson, Tom/Judy, Dawson, *The Hochmann Encyclopedia of American Playing Cards. U.S. Games Systems*, New York: CPL 2000.

²⁹⁶ Vgl. Felix, Talia, *The Cartomancer's Key*, London: CreateSpace 2008, S. 22-57.

²⁹⁷ Vgl. Ragg, Ernst Rudolf (Hrsg.), *Hofämterspiel*, München: Piatnik 1976, S. 82.

²⁹⁸ Vgl. <http://www.wopc.co.uk/jokers/index.html>, 22.01.2013.

Dementsprechend kann bezüglich der Funktionalität der Joker-Karte folgendes festgestellt werden: Der Joker ist durch seine Fähigkeit des Wertewandels die stärkste Karte im Vergleich zu allen anderen, die ihren Wert nicht verändern können. Damit generiert sich der Wert eines Jokers durch den Kontext; während z. B. ein Ass immer ein Ass bleiben wird, damit einen ‚hohen‘ Wert durch das Spielsystem vorgeschrieben bekommt, büßt es diese Werthoheit durch eine mangelnde Mobilität ein, seine Platzierungsmöglichkeiten sind ihm fest vorgeschrieben: entweder in einem Satz mit anderen Assen oder in einer Sequenz (zwischen König und 2). Ein Joker hat nun die Möglichkeit, sowohl die höchste als auch die niedrigste Karte im Spiel zu sein, so dass er mittels seiner Mobilität und Varietät die Karte mit dem höchsten Wert ist, weil ihm kein fixer, statischer Wert zugeschrieben wird. Daraus ergibt sich nun die zweite Überlegung, dass der Joker einen Kontext benötigt. Um überhaupt einen Wert annehmen zu können, braucht er eine wertkonstante Karte vor ihm, erst mittels dieser ist er in der Lage, einen Wert anzunehmen.

Erstaunlicherweise sind kaum philosophisch-geisteswissenschaftliche Auseinandersetzungen, die sich dem Joker widmen, auffindbar. Michel Serres ist wohl einer unter sehr wenigen, die diese Figur näher betrachtet haben. Er äußert ein treffendes Urteil über diese Figur, die er als weißen Domino-Stein denkt:

„Dies weiße Objekt hat – wie der blanke Dominostein – keinen Wert, damit es alle Werte annehmen kann. Wohl gibt es eine Identität, aber seine Identität, sein besonderes Merkmal, seine Differenz, wie man sagt, ist es gerade, indifferent zu sein, jeweils eine neue Besonderheit aus einer bestimmten Menge anzunehmen.“²⁹⁹

Das Kartengedankenexperiment ist nun wieder auf das Verhältnis von Weltmodellen und Strukturfiguren zurückzuführen: Wenn Strukturfiguren als Joker gedacht werden, dann zeigt sich, dass sie in einer Abhängigkeit zu ihrer Umwelt stehen, d. h. der Wert, den sie annehmen können, wird durch den Kontext generiert. Michel Serres stellt hierbei die Vermutung an, dass eine zu große Anzahl an solchen Figuren zum Verlust der Orientierung führt.³⁰⁰ Dieser Gedanke kann ziemlich gut mit der zuvor getroffenen Feststellung bezüglich der Platzierung von Jokern beim *Rommé* in Verbindung gebracht werden: Ein Spiel, das nur aus Jokern bestünde, würde nicht nur zu Orientierungsverlust, sondern auch zu einer Patt-Situation führen, denn jeder könnte alle sein und somit niemand.

Wenn nun Weltmodelle als gewisse Verständnisse von Normen, Konventionen, Regeln, mithin als statische Werte verstanden werden, die durch ihre Selbstverständlichkeit keine Hinterfragung

²⁹⁹ Serres, Michel, *Der Parasit*, aus dem Französischen von Michael Bischoff (Suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 677), Frankfurt a. Main: Suhrkamp, 1981, S. 243 [Titel der Originalausgabe: *Le Parasite*, 1980].

³⁰⁰ Ebd., S. 247.

mehr erfahren – im Sinne von: „Das ist halt so“ oder „Das war schon immer so“ oder „Das ist eben Schicksal“ –, mittels dieser wiederum Ordnungen und Kategorisierung der Lebenswelten vorgenommen werden, nehmen Strukturfiguren eine besondere Position darin ein. Gewollt oder ungewollt können sie zu einem gewissen Grad Prüfer dieser Ordnungen und Werte werden; ob sie nun bewusst oder unbewusst die Kehrseiten von Wertvorstellungen aufzeigen, hängt mit der Position der Betrachtenden zusammen. Letztlich haben sie das Potential, dass in einem zeitlich entfernten Blick, ihnen die Fähigkeit zugesprochen wird, aus weltmodellhaften Eindeutigkeiten spielerisch eindeutige Zweideutigkeiten zu kreieren, so dass Weltmodelle und Strukturfiguren wohl nur in Koexistenz verhandelt werden können.

An diesem Punkt der Betrachtung ist zudem ein wesentliches Merkmal, das Strukturfiguren zugesprochen wird, zu erwähnen, nämlich, dass diese einem mythischen Bewusstsein unterliegen und damit eine Ambivalenz zum Ausdruck bringen.³⁰¹ Dies bedeutet u. a., dass sie sich gegen kausal-logische Psychologisierungen und kontinuierliche bzw. biografische Fortschrittsentwicklungen sperren. Während bei einer Vielzahl solcher Figuren, die sich im theatralen Bereich finden lassen, die Rückführung auf einen mythisch-mythologischen Ursprung nur schwer rekonstruierbar ist, so kann diesen Figuren trotzdem das Merkmal der nicht-naturalistischen Psychologisierung zugesprochen werden, wenn man sie als Joker denkt. Ein Joker nimmt seinen Wert aus dem jeweiligen Kontext, kann ihn wieder verändern, ohne dass der vorher angenommene Wert eine Rolle spielen würde. Somit sind immanent kausal-logische Folgen ausgeschlossen, stattdessen zeigt sich eine situative Werttransformation, die keinen komplex-psychologischen Hintergrund benötigt. Womöglich ist gerade dieser mythologische Hintergrund nur als Fundament für die Rechtfertigung von Figuren zuständig, denn damit erleichtert sich eine Kontextualisierung. Jene Figuren erhalten eine Geschichte, eine ungeheure Sinn- und Bedeutungsaufladung, die sie aus anderen kulturellen Praktiken zu generieren imstande sind.

³⁰¹ Vgl. Münz, Rudolf, „Le Deità e la Moltiplicità di Personaggi. Zum Problem von Strukturfiguren in der älteren Theatergeschichte“, in: Brandl-Risi, Bettina (Hrsg.), *Figuration. Beiträge zum Wandel ästhetischer Gefüge*, München: epodium 2000, S. 104-116, hier S. 108.

Ein Wort danach

Führt man sich Helmut Aspers Behauptung nochmals vor Augen, dass Hanswurst eine Kreation von englischen Wandertruppen sei, die auf Basis einer sprichwörtlichen Verwendung geschaffen wurde, so sind folgende Verhältnisse von Aktion und Reaktion gegeben: Die Engländer übernehmen ein Sprichwort, machen daraus eine Figur und die Deutschen nehmen die Figur an. Die Fragwürdigkeit dieser These wurde innerhalb dieser Arbeit genau untersucht – und mit dem *frygetzknecht* Hansz Leberwurst kann sie zumindest zu einem gewissen Teil als widerlegt gelten. Doch auch wenn die Verhältnisse zwischen aktiven und passiven Akteuren hier nicht so ganz stimmen mögen, so verweist gerade die problemlose Aufnahme solch einer Figur in das Repertoire der englischen Wandertruppen auf etwas Anderes, was wiederum einige Thesen dieser Arbeit stützt: Die problemlose Übernahme deutet darauf hin, dass bei englischen Wandertruppen ebenso gewisse Strukturen vorgeherrscht haben, die eine solche Adaptation überhaupt ermöglichen.

Das Indiz, dass Hans bzw. Johannes in diversen (christlich geprägten) Ländern immer wieder mit trickster-ähnlichen Figuren in Verbindung gebracht wird – wie Zanni oder Jack Pudding –, deutet auf eine einigermaßen einheitliche flächendeckende Entwicklung hin, die alles andere als selbstverständlich ist, so dass wohl gerade eine religiöse (in diesem Fall christliche) Reformierung als naheliegend angenommen werden kann. Somit ist die Verbindung zu volkstümlichen Traditionen von Sommer- und Wintersonnwendfeiern angebracht. Mit dieser „teuflischen Verwandtschaft“ lässt sich ein Hanswurst (damit auch ein Zanni oder Jack Pudding) nicht nur auf ein „Spaßtheater“ oder auf eine „Lustige Person“ reduzieren, sondern muss wohl stärker mit gewissen zyklischen-existentiellen Konnotationen in Verbindung gebracht werden – die Wurst in drei diversen Ausformungen stellt hierfür eine Möglichkeit dar. Für solch ein Denken spricht auch die Verbindung zu den Freiheibern oder Lotterbuben. Ebenso zeigte die theoretische Beschäftigung aus drei verschiedenen Perspektiven, dass gerade die Wandelbarkeit, die Verkehrungen, somit die Parallelität von Akzeptanz und Negation, dass es sich hier um eine Figur handelt, die sich nicht auf statische Strukturen reduzieren lässt.

Hanswurst ist wohl ein deutschsprachiger Vertreter gewisser – gesellschaftlicher, sozialer und theatraler, kultureller – mitteleuropäischer Strukturen, der genauso unter dem Namen Zanni oder auch Jack Pudding auftaucht. Gewiss stellt die Spezifik einer jeden Figur etwas Besonderes und Einzigartiges dar, doch es gibt ebenso genügend Anlässe, um eine solche nationale Einzigartigkeit zu hinterfragen und diese Figuren in einen europäischen Kontext zu stellen.

Bibliografie

- Adelung, Johann Christoph, *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten besonders aber der Oberdeutschen. Zweyter Theil, von F – L*, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig: Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Sohn und Compagnie 1796.
- Adelung, Johann Christoph, *Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten besonders aber der Oberdeutschen. Vierter Theil, von Seb – Z*, zweyte vermehrte und verbesserte Auflage, Leipzig: Breitkopf und Härtel 1801.
- Arendt, Hannah, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, 6. Auflage, Piper: München 2007 [Titel der Originalausgabe: *The Human Condition*, 1958].
- Arndt, Wilhelm, *Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters* (Germanistische Abhandlungen; Band 23), Breslau: Marcus 1904.
- Arndt, Wilhelm, *Personennamen der deutschen Schauspiele des Mittelalters* (Teildruck), Diss. Philosophische Fakultät, Universität Marburg, 1904.
- Asper, Helmut G., *Hanswurst. Studien zum Lustigmacher auf der Berufsschauspielerbühne in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert*, Emsdetten: Lechte 1980.
- Bachmann, Albert/Gröger Otto (Leitung), *Schweizerisches Idiotikon. Zwölfter Band. D-, T- bis D-m*, Frauenfeld: Huber & Co. 1961.
- Bachtin, Michail, *Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur*, aus dem Russischen übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Alexander Kaempfe, Frankfurt a. M.: Fischer 1990.
- Bachtin, Michail, *Rabelais und seine Welt. Volkskultur als Gegenkultur*, übersetzt von Gabrielle Leupold, hrsg. und mit einem Vorwort von Renate Lachmann (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 1187), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1991.
- Banham, Martin, *The Cambridge Guide to Theatre*, 2. Auflage, Cambridge: Cambridge University Press 1995.
- Baumbach, Gerda, *Seiltänzer und Betrüger? Parodie und keine Ende. Ein Beitrag zu Geschichte und Theorie von Theater* (Mainzer Forschungen zu Drama und Theater, hrsg. v. Erika Fischer-Lichte, Wilfried Floeck, Winfried Herget und Dieter Kafitz; 13), Tübingen/Basel: Francke 1995.
- Baumbach, Gerda, *Schauspieler. Historische Anthropologie des Akteurs. Band 1. Schauspielstile*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2012.
- Bloch, Ernst, *Erbschaft dieser Zeit. Band 4* (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 553) Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1985.

- Bonini, Charles, *Simulation of information and decision systems in the firm*, Prentice-Hall/Englewood Cliffs: New Jersey 1963.
- Bosl, Karl, „Ammon (Amman), Hans, Maler und Radierer“, in: Bosl, Karl (Hrsg.), *Bosl's bayerische Biographie. 8000 Persönlichkeiten aus 15 Jahrhunderten. XVI*, Regensburg: Pustet 1983, S. 19.
- Brant, Sebastian, *Das Narrenschiff*, Basel: 1494 (Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden, Sign.: Ink. 394-4).
- Brant, Sebastian, *Das Narrenschiff*, in: Sommer, Anton (Hrsg.), *Editiones Neolatinae Vol. 30. Jakobus Locher Philomusus 1471-1528. Stultifera Navis (1497). Mit Vergleichstexten von Jodocus Badius Ascensius: Navis Stultifera (1505). Sebastian Brand: Das Narrenschiff (1494). Alexander Barclay: The Ship oft he Fools (1509). Kapitel 41-100. 2. Band*, Wien: Paperback 2003.
- Brant, Sebastian, *Das Narrenschiff. Nach der Erstausgabe*, hrsg. v. Karl von Goedeke, Leipzig: Brockhaus 1872.
- Brant, Sebastian, *Das Narrenschiff*, hrsg. v. Herman Brandes, niederdeutsche Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff von Hans von Ghetelen, Halle a.d. Saar: Max Niemeyer 1914.
- Brant, Sebastian, *Das nye schip van Narragonien. Die jüngere niederdeutsche Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff (Rostock 1519)*, hrsg. v. Carl Schröder, Schwerin: Bärensprungsche Hofbuchdruckerei 1892.
- Buxtorf-Falkeisen, Karl (Hrsg.), *Chronik des Kaplans Johannes Knebel aus den Zeiten des Burgunderkriegs. Zweite Abtheilung. 1476-1479*, Basel: Bahnmaier'sche Buchhandlung 1855.
- Dawson, Tom/Judy, Dawson, *The Hochmann Encyclopedia of American Playing Cards. U.S. Games Systems*, New York: CPL 2000.
- Demandt, Karl E. (Bearb.), *Regesten der Grafen von Katzenelnbogen. 1060-1486. Band III. Rechnungen, Besitzverzeichnisse, Steuerlisten und Gerichtsbücher. 1295-1486*, (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Nassau; 11) Wiesbaden: Selbstverlag der historischen Kommission für Nassau 1956.
- Derrida, Jacques, „Signatur, Ereignis, Kontext“, in: Engelmann, Peter (Hrsg.), *Randgänge der Philosophie*, Wien: Passagen 1988, S. 291-314.
- Driesen, Otto Iwan, *Der Ursprung des Harlekin. Ein kulturgeschichtliches Problem* (Forschungen zu neueren Literaturgeschichte, hrsg. v. Franz Muncker, Band 25), Hildesheim: Gerstenberg 1977 [Nachdruck der Originalausgabe, Berlin: Alexander Duncker 1904].
- Drobner, Hubertus, *Augustinus von Hippo. Predigten zu Neujahr und Epiphanie (Sermones 196/A-204/A). Einleitung, Text, Übersetzung und Anmerkungen* (Patrologia, Beiträge zum Studium der Kirchenväter, hrsg. Hubertus Drobner; 22), Frankfurt a. M.: Peter Lang 2010.

- Dürre, Konrad, *Die Mercatorszene im lateinisch-liturgischen, altdeutschen und altfranzösischen Drama*, Diss. Philosophische Fakultät, Universität Göttingen, Halle a. d. Saale: Heinrich John 1915.
- Felix, Talia, *The Cartomancer's Key*, London: CreateSpace 2008.
- Fischer, Johann Friedrich, *Der Salzburger Hanswurst*, Diss., Universität Innsbruck, 1954.
- Fischer-Lichte, Erika, *Kurze Geschichte des deutschen Theaters* (UTB; 1667), Tübingen: Francke 1993.
- Foucault, Michel, *Gesellschaft und Wahnsinn. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, übersetzt v. Ulrich Köppen (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 39), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, [Titel der Originalausgabe: *Histoire de la folie à l'âge classique*, Paris: Librairie 1961].
- Franck, Johann Georg, *De Impositione Nominum. Inclutae Facultatis Philosophicae*, Leipzig: Scholvinus 1689.
- Frank, Karl Suso, *Geschichte des christlichen Mönchtums*, 5. verb. u. erg. Auflage, Darmstadt: Primus 1996.
- Freud, Sigmund, „Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens (1911)“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 29-38.
- Freud, Sigmund, „Das Ich und das Es (1923)“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 251-295.
- Freud, Sigmund, „Die Ichspaltung im Abwehrvorgang (1940 [1938])“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 335-340.
- Freud, Sigmund, „Jenseits des Lustprinzips (1920)“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt/Main: Fischer 2010, S. 191-249.
- Freud, Sigmund, *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*, Einleitung von Mario Erdheim, zehnte unveränderte Auflage, Frankfurt a. Main: Fischer 2007.
- Freud, Sigmund, „Das Unbewußte (1915)“, in: Freud, Sigmund, *Das Ich und das Es. Metapsychologische Schriften*, Einleitung von Alex Holder, Frankfurt a. Main: Fischer 2010, S. 117-153.
- Grimm, Jacob, *Deutsche Mythologie*, Göttingen: Diederich'sche Buchhandlung 1835.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 4*, Leipzig: Hirzel 1854.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 10*, Leipzig: Hirzel 1854.

- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 11*, Leipzig: Hirzel 1854.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 12*, Leipzig: Hirzel 1854.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 13*, Leipzig: Hirzel 1854.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 14*, Leipzig: Hirzel 1854.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 21*, Leipzig: Hirzel 1854.
- Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch. Band 30*, Leipzig: Hirzel 1854.
- Grob, Johann, „142. Kupfernasen“, in: Grob, Johann, *Epigramme nebst einer Auswahl seinen übrigen Gedichten. Poetisches Spazierwäldlein*, Neuauflage (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, hrsg. v. Axel Lindqvist; 273), Hildesheim: Georg Olms 1991.
- Hampe, Theodor, *Die Entwicklung des Theaterwesens in Nürnberg von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1806. I. Teil* (Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, hrsg. v. Ernst Mummenhoff, 12. Heft, 2. Abteilung), Nürnberg: Schrag 1897.
- Harper, Douglas, Online Etymology Dictionary, in:
http://www.etymonline.com/index.php?allowed_in_frame=0&search=joke&searchmode=none
 , Zugriffsdatum: 24.01.2013.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Jenaer Systementwürfe*, neu hrsg. v. Klaus Düsing und Heinz Kimmerle, *Das System der spekulativen Philosophie. Fragmente aus Vorlesungsmanuskripten zur Philosophie der Natur und des Geistes* (Philosophische Bibliothek 331), Hamburg: Meiner 1986.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Phänomenologie des Geistes. Werke 3*, auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu editierte Ausgabe (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 603), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1986.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Vorlesungen über die Philosophie der Religion II. Vorlesungen über die Beweise Gottes. Werke 17*, Red. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu editierte Ausgabe (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 617), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1986.
- Hessisches Staatsarchiv Darmstadt, Urkunden der ehemaligen Provinz Rheinhessen, Sign.: 197/287, in: <http://www.hadis.hessen.de/scripts/HADIS.DLL/home?SID=9C73-5257686-C157C&PID=A455>,
 Zugriffsdatum: 14.04.2013.
- Hoffmann-Krayer, Eduard/Bächtold-Stäubli, Hanns, *Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens. Hieb- und Stichfest-Knistern* (Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde; 1), Berlin: De Gruyter 1974.
- Hoffmeister, Johannes (Hrsg.), *Briefe von und an Hegel. Band 3. 1823-1831*, Berlin: Akademie Verlag 1970.

Hohenemser, Herbert, *Pulcinella, Harlekin, Hanswurst. Ein Versuch über den zeitbeständigen Typus des Narren auf der Bühne* (Die Schaubühne. Quellen und Forschungen zu Theatergeschichte, hrsg. v. Carl Niessen u. Artur Kutscher; 33), Emsdetten: Heinrich und Lechte 1940.

Hoops, Johannes (Hrsg.), *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde. Band A-E*, Straßburg: Karl J. Trübner 1911-13.

Hulfeld, Stefan, *Zähmung der Masken, Wahrung der Gesichter. Theater und Theatralität in Solothurn 1700-1798* (Theatrum Helveticum; 7), Zürich: Chronos 2000.

Irsigler, Franz/Lassotta, Arnold, *Bettler und Gaukler, Dirnen und Henker. Außenseiter in einer mittelalterlichen Stadt. Köln 1300-1600*, München: dtv 1989

Jung, Carl Gustav, „Über die Archetypen des kollektiven Unbewußten (1934)“, in: Jung, Carl Gustav, *Archetypen*, 16. Auflage, München: dtv 2010.

Kastner, Hugo/Folkvord, Gerald Kador, *Die große Humboldtzyklopädie der Kartenspiele*, Humboldt: Baden-Baden 2005.

Katritzky, Margaret A., *Women, medicine and theatre, 1500-1750. Literary mountebanks and performing quacks* (Studies in performance and early modern drama), Aldershot: Ashgate 2007.

Keller, Adelbert von (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Erster Theil*, Tübingen: Laupp 1853:

„2. Ein Spil der Waldbruder genant“, S. 34-39.

„9. Ein Vastnachtspil“, S. 91-96.

„10. Aber ein Vastnachtspil“, S. 97-102.

„12. Aliud“, S. 109-113.

„13. Aliud von der Poulschaft“, S. 114-120.

„17. Ein Spil von Fursten und Herren“, S. 138-153.

„18. Ein Spil von dem einliften Finger“, S. 154-159.

„19. Ein hubsch vasztnachtspil von zweien eeleuten“, S. 160-168.

Keller, Adelbert von (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Zweiter Theil*, Tübingen: Laupp 1853:

„58. Ein Vasnachtspil“, S. 512-518

„65. Die Vasnacht von der Baunheirat“, S. 567-570.

„66. Vasnachtspil vom münch Berchtolt“, S. 571-579.

„67. Vasnachtspil, der alt Hannentanz“, S. 580-592.

„79. Des Künigs ausz Schnokenlant Vasnacht“, S. 649-653.

„81. Der Luneten Mantel“, S. 664-678.

„97. Der wittwen und tochter vasnacht“, S. 747-750.

- „110. Ein hüpsch Fasnachtspyl, von dem Elszlin trag den Knaben, und von Uly Rechenzan, mit irem eelichen Gerichtshandel, kurzwylyg zuo lesen“, S. 861-899.
- „113. Ein gantz schöne Vastelavendesgedicht, Rimewise Uthgelecht, worrine etliker buren yegen de Börgers Klarlik vorstendiget wert“, S. 961-968.
- Keller, Adelbert (Hrsg.), *Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dritter Theil*, Tübingen: Laupp 1853:
- „Ein vasnachtlyet der collender zu Nürnberg genant“, S. 1103-1107.
- „Die Hantwerger“, S. 1135-1138.
- „Der Windbeutel“, S. 1149.
- Kessler, Martina D., *Viel Köche versaltzen den Brey und Bey viel Hirten wird übel gehütet. Diachrone Betrachtung der Variantenvielfalt phraseologischer Formen in Werken ab dem 16. Jahrhundert* (Europäische Hochschulschriften; 360), Frankfurt a. Main: Peter Lang 2010.
- Klüpel, Karl (Hrsg.), *Urkunden zur Geschichte des schwäbischen Bundes (1488-1533). Erster Theil. 1488-1506* (Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart; 14), Stuttgart 1846.
- Kojève, Alexandre, *Hegel. Eine Vergegenwärtigung seines Denkens. Kommentar zu Phänomenologie des Geistes*, hrsg. v. Iring Fetscher, mit einem Anhang: Hegel, Marx und das Christentum, aus dem Französischen von Iring Fetscher und Gerhard Lehmbruch (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 97), Frankfurt a. Main: Suhrkamp 1975 [Titel der Originalausgabe: *Introduction à la lecture de Hegel, Leçons sur la phénoménologie de l'esprit*, 1947].
- Krüger, Erich, *Die komischen Szenen in den deutschen geistlichen Spielen des Mittelalters*, Diss., Philosophische Fakultät, Universität Hamburg, 1931.
- Krych, David, *Theorien und Formen von Schaulust*, Diplomarbeit, Universität Wien, 2011.
- Kunze, Friedrich, „Der Birkenbesen, ein Symbol des Donar (Eine mythologische Untersuchung)“, in: *Internationales Archiv für Ethnologie*, 13, Red. J. D. E. Schmeltz, Leipzig: Winter'sche Verlagshandlung 1900, S. 125-162.
- Lefftz, Joseph, *Die volkstümlichen Stilelemente in Murners Satiren*, Straßburg: Karl J. Trübner 1915.
- Löwith, Karl, *Von Hegel zu Nietzsche. Der revolutionäre Bruch im Denken des neunzehnten Jahrhunderts* (Philosophische Bibliothek; 480), Hamburg: Meiner 1995.
- Luther, Martin, *Tischreden 1531-46. Erster Band. Tischreden aus der ersten Hälfte der dreißiger Jahre*, hrsg. v. Ernst Kroker, Weimar: Böhlau 1912.
- Luther, Martin, „Wider Hans Worst. 1541“, in: Irmischer, Johann Konrad (Hrsg.), *Dr. Martin Luther's reformations-historische deutsche Schriften. Nach den ältesten Ausgaben kritisch und historisch bearbeitet. Dritter Band*, (Dr. Martin Luther's sämtliche Werke. 26. Band. Zweite Abtheilung. Reformations-historische und polemische deutsche Schriften, Dritter Band) Erlangen: Carl Heyder 1830.

- Meillet, Antoine, *Linguistique historique et linguistique générale*, Paris: Champion 1975.
- Meissner, Johannes, „Die englischen Komödianten in Oesterreich“, in: *Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft*, 19, 1884, S. 113-154.
- Meyer, Elard Hugo, *Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert*, Straßburg: Karl. J. Trübner 1900.
- Mone, Franz Josef, *Schauspiele des Mittelalters. Zweiter Band*, Mannheim: Bensheimer 1852.
- Mönkemöller, Otto, *Narren und Toren in Satire, Sprichwort und Humor*, 2. Auflage, Halle a. d. Saale: Carl Marhold 1912.
- Mönkemöller, Otto, „Die Verwahrung Asozialer“, in: *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform*, 15, Heidelberg: Winter 1924, S. 277-308.
- Muchembled, Robert, *Kultur des Volks – Kultur der Eliten. Die Geschichte einer erfolgreichen Verdrängung*, Stuttgart: Klett-Cotta, 1984 [Titel der Originalausgabe: *Culture populaire et culture élites dans la France moderne (XV^e-XVIII^e siècle)*, Flammarion 1978].
- Müller, Felix/Müller, Ulrich, „Percht und Krampus, Kramperl und Schiach-Perchten“, in: Müller, Ulrich/Wunderlich, Werner, *Dämonen. Monster. Fabelwesen* (Mittelalter Mythen; 2), St. Gallen: UVK 1999, S. 449-460.
- Müller-Kampel, Beatrix, *Hanswurst, Bernardon, Kasperl. Spaßtheater im 18. Jahrhundert*, Paderborn: Schöningh 2003.
- Münz, Rudolf, *Das »andere« Theater. Studien über ein deutschsprachiges teatro dell'arte der Lessingzeit*, Berlin: Henschelverlag Kunst und Gesellschaft 1979.
- Münz, Rudolf, „Theatralität und Theater. Konzeptionelle Erwägungen zum Forschungsprojekt »Theatergeschichte«“, in: Münz, Rudolf, *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*, mit einem einführenden Vorwort von Gerda Baumbach, hrsg. v. Gisbert Amm, Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf 1998, S. 66-81.
- Münz, Rudolf, „Giullari nudi, Goliarden und »Freiheiten«“, in: Münz, Rudolf, *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*, mit einem einführenden Vorwort von Gerda Baumbach, hrsg. v. Gisbert Amm, Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf 1998, S. 104-140.
- Münz, Rudolf, „Commedia Italiana“, in: Münz, Rudolf, *Theatralität und Theater. Zur Historiographie von Theatralitätsgefügen*, mit einem einführenden Vorwort von Gerda Baumbach, hrsg. v. Gisbert Amm, Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf 1998, S. 141-153.
- Münz, Rudolf, „Le Deità e la Multiplicità di Personaggi. Zum Problem von Strukturfiguren in der älteren Theatergeschichte“, in: Brandl-Risi, Bettina (Hrsg.), *Figuration. Beiträge zum Wandel ästhetischer Gefüge*, München: epodium 2000, S. 104-116.
- Münz, Rudolf, „Hallo Deutschland“, in: Baumbach, Gerda (Hrsg.), *Auf dem Weg nach Pomperlörrel – Kritik »des« Theaters. Aufsätze*, (Leipziger Beiträge zur

- Theatergeschichtsforschung, hrsg. v. Gerda Baumbach; 2) Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 46-49.
- Münz, Rudolf, „Neue versus alte Komödie: Zur Funktion von Coscritti tedeschi“, in: Baumbach, Gerda (Hrsg.), *Auf dem Weg nach Pomperlörel – Kritik »des« Theaters. Aufsätze* (Leipziger Beiträge zur Theatergeschichtsforschung, hrsg. v. Gerda Baumbach; 2), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 59-62.
- Münz, Rudolf, „Hanswurst – eine Strukturfigur »auf Zeit«?“, in: Baumbach, Gerda (Hrsg.), *Auf dem Weg nach Pomperlörel – Kritik »des« Theaters. Aufsätze*, (Leipziger Beiträge zur Theatergeschichtsforschung, hrsg. v. Gerda Baumbach, Band 2), Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010, S. 62-70.
- Murner, Thomas, *Gedicht vom großen Lutherischen Narren*, hrsg. v. Heinrich Kurz, Zürich: Meyer und Zeller 1848.
- Noe, Alfred, „Quellenlage und Frage der Forschung“, in: Noe, Alfred (Hrsg.), *Spieltexte der Wanderbühne. Band VI. Kommentar zu Band I-V* (Ausgabe deutscher Literatur des XV. bis XVIII. Jahrhunderts), Berlin: de Gruyter 2007, S. XXVIII-XLIV.
- o. N., *Bekennntnis der Professoren an den deutschen Universitäten und Hochschulen zu Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat*, überreicht vom Nationalsozialistischen Lehrerbund, Dresden: Zinzendorfstraße 2 1933.
- o. N., „Das Fastnachtspiel Henselin oder Von der Rechtfertigkeit“, in: Walther, Christoph, „Das Fastnachtspiel Henselin“, S. 9-23, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, 3 (1877), Bremen: J. Küthmann's Buchhandlung 1878, S. 9-36.
- o. N., „Das Innsbrucker Osterspiel“, in: Kurz, Heinrich, *Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Erster Band*, 3. Auflage, Leipzig: Teubner 1861, S. 716-722.
- o. N., *Liber Vagatorum. Der betler orden*, Pforzheim 1510 (Bayerische Staatsbibliothek München, Sign.: Rar. 78).
- o. N., *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*, 95, Wien: Berger 1965.
- o. N., <http://www.wopc.co.uk/jokers/index.html>, Zugriffsdatum: 22.01.2013.
- Ochs, Peter, *Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Fünfter Band*, Basel: Schweighauser'sche Buchhandlung 1821.
- Osenbrüggen, Eduard, „Deutsche Rechtsalterthümer aus Schweiz“, in: Hitzig, Ferdinand/Osenbrüggen, Eduard/Frey, Heinrich/Schmidt, Adolf/Schweizer, Heinrich (Hrsg.), *Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich. Dritter Jahrgang*, Zürich: Meyer und Zeller 1858, S. 137-182.
- Ottenbacher, Albert, *Richard Wolfram*, in:
http://doewweb01.doew.at/thema/thema_alt/ns_wissen/wolfram/wolfram.html,

Zugriffsdatum: 15.05.2013.

- Parlett, David, *Oxford Dictionary of Card Games*, Oxford: Oxford University Press 1996.
- Probst, Peter, „Ein kurtzweilich fasnacht spiel vom krancken Baur und einem Doctor sambt seinem Knecht“, in: Probst, Peter, *Die dramatischen Werke des Peter Probst (1553-1556)*, hrsg. u. eingeleitet v. Peter Kreisler, Halle a. d. Saale: Max Niemeyer 1907.
- Ragg, Ernst Rudolf (Hrsg.), *Hofämterspiel*, München: Piatnik 1976.
- Reuling, Carlot Gottfrid, *Die komische Figur in den wichtigsten deutschen Dramen bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts*, Inaugural-Dissertation, philosophische Fakultät Zürich, Stuttgart: G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1890.
- Rey-Flaud, Henri, *Charivari. Les rituels fondamentaux de la sexualité*, Paris: Payot 1985.
- Rommel, Otto, *Die Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welt-Theater bis zum Tode Nestroys*, Wien: Schroll 1952.
- Rudwin, Maximilian Joseph, *Der Teufel in den deutschen geistlichen Spielen des Mittelalters und der Reformationszeit. Ein Beitrag zur Literatur-, Kultur- und Kirchengeschichte Deutschlands* (Hesperia, Schriften zur germanischen Philologie, hrsg. v. Hermann Collitz; 6), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1915.
- Ryff, Fridolin/Ryff, Peter, „Die Chronik des Fridolin Ryff 1514-1541, mit der Fortsetzung des Peter Ryff 1543-1585“, in: Vischer, Wilhelm/Stern, Alfred/Heyne, Moriz (Hrsg.), *Basler Chroniken. Erster Band*, hrsg. v. d. historischen Gesellschaft in Basel, Leipzig: Hirzel 1872, S. 1-192.
- Sachs, Hans, „Das Wildbad“, in: Goetze, Edmund (Hrsg.), *Hans Sachs. 26. Band*, Tübingen: Laupp 1892, S. 3-20.
- Serres, Michel, *Der Parasit*, aus dem Französischen von Michael Bischoff (suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 677), Frankfurt a. Main: Suhrkamp, 1981 [Titel der Originalausgabe: *Le Parasite*, 1980].
- Siller, Max, „Hans Leberwurst, verbrannt in Basel am 19. April 1528. Wie ein alemannischer Spruchdichter in einem Tiroler Fastnachtspiel überlebte“, in: Mehler, Ulrich/Touber, Anton H. (Hrsg.), *Mittelalterliches Schauspiel. Festschrift für Hansjürgen Linke zum 65. Geburtstag* (Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik, hrsg. v. Arend Quak und Paula Vermeyden; 38-39, 1994), Amsterdam/Atlanta: Rodopi 1994, S. 277-297.
- Stieg, Gérald, „Versuch einer Philosophie des Hanswurst“, in: *Austriaca. Cahiers Universitaires d'Information sur l'Autiche. Février 1979 – numéro spécial. Cinquième Année. Université de Haute-Normandie. Centre d'Etudes et de Recherches Autrichiennes*, S. 79-108.
- Timm, Erika, *Frau Holle, Frau Percht und verwandte Gestalten. 160 Jahre nach Jacob Grimm aus germanistischer Sicht betrachtet*, unter Mitarbeit von Gustav Adolf Beckmann, Hirzel: Stuttgart 2003.

- Wachter, Rudolf, „Kapitel 1. Was ist Etymologie und wozu betreiben wir sie?“, in: Wachter, Rudolf, *Skriptum zur Vorlesung*, Universität Basel HS 2009, in:
http://klaphil.unibas.ch/fileadmin/klaphil/user_upload/redaktion/idg/Skripten/Skript_Etymologie/Skript-Etymologie-1.pdf,
 Zugriffsdatum: 25.04.2013.
- Wackernagel, Karl Heinrich Wilhelm, *Kleinere Schriften. Dritter Band. Abhandlungen zur Sprachkunde*, Leipzig: Hirzel 1874.
- Walther, Christoph, „Das Fastnachtspiel Henselin“, in: *Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung*, 3 (1877), Bremen: J. Kütthmann's Buchhandlung 1878, S. 9-36.
- Waschnitius, Viktor, *Percht, Holda und verwandte Gestalten. Ein Beitrag zur deutschen Religionsgeschichte* (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-Historische Klasse; 174,2), Wien: In Kommission bei Alfred Hölder 1914.
- Weinhold, Karl, „Ueber das Komische im altdeutschen Schauspiel“, in: *Jahrbuch für Litteraturgeschichte*, hrsg. v. Richard Gosche, 1. Band, Berlin: Ferdinand Dümmler 1865.
- Wolfram Richard, *Österreichischer Volkskundeatlas*, unter dem Patronat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften hrsg. von der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich unter der wissenschaftlichen Leitung ihres Vorsitzenden Richard Wolfram, Wien: Böhlau 1968.
- Wolfram, Richard, *Percht und Perchtengestalten* (Österreichischer Volkskundeatlas ; 6. Lieferung, 2. Teil, 1979), Wien: Böhlau 1979.
- Wuttke, Dieter (Hrsg.), *Fastnachtspiele des 15. und 16. Jahrhunderts*, Stuttgart: Reclam 2006.

Abstract

In dieser Arbeit wird der Versuch unternommen grundlegende Fragen hinsichtlich der Ursprünge einer Hanswurst-Figur zu beleuchten und diese mit theoretischen Perspektivierungen zu kombinieren. Die grundlegenden Annahmen, dass diese Figur einerseits ein Produkt von englischen Schauspieltruppen ist (Asper), andererseits mit gewissen Umschreibungen wie „lustige Person“ (Müller-Kampel) behaftet wird, schließt sowohl historische als auch theoretische Argumentationen aus, die hier jedoch beleuchtet werden.

Mit diesem Komplex hinsichtlich der Hanswurst-Figur beschäftigt sich die vorliegende Arbeit in zwei Teilen: von einem historiografischen Standpunkt („Provenienzen von Hanswurst“), der zunächst zu einer grundlegenden Frage führt, was es überhaupt bedeutet, wenn Hanswurst auf Sebastian Brants *Narrenschiff* auftaucht. In diesem Zusammenhang wird eine „Etymologie / Genealogie“ von Hans aufgezeigt, die eine Vielzahl von Verstrickungen zu ‚volkstümlichen‘ theatralen Praktiken offenbart – zu mythologischen Figuren wie Thor oder den Perchten. Damit rückt auch der Begriff der Wurst in den Fokus, der hinsichtlich seiner Vielschichtigkeit und Variabilität mit dem Bachtin’schen Konzept der Groteske in Verbindung gebracht wird („Wurst – Groteskes Körperkonzept“). Die in dieser Arbeit vertretene These, dass Hanswurst-Figuren schon vor dem „Einfall“ englischer Wandertruppen (Fischer-Lichte) im deutschsprachigen Raum vorhanden waren, führt notwendig zu der Unabwegbarkeit eines historischen Belegs („Hanswurst – Lebenstheater & Theaterspiel, eine Frage der Identitäten“), der zumindest mit einer Figur eindeutig geliefert werden kann und zwei weitere Figuren es als möglich erscheinen lassen, dass sie „Beziehungen zur alten *Lachkultur* unterhielten“ (Münz).

Da die Gewichtung der Arbeit auf historischen Bedingungen liegt, die es nur schwer zulassen, von einer reinen Hanswurst-Bühnenfigur auszugehen, und man sich damit in jenen Graubereich begibt, in dem von einer fixen Identität gar nicht die Rede sein kann, gilt es, „Perspektiven auf Hanswurst“ zu werfen, nämlich theoretische Perspektiven, die nach den strukturellen, gesellschaftlich-sozialen Bedingungen solch einer Figur fragen. Dies erfolgt auf einer „machttheoretischen“ – in Bezugnahme auf Georg Wilhelm Friedrich Hegels Ausführungen zum Herr-Knecht-Verhältnis sowie Hannah Arendts Arbeitsbegriff –, „psychoanalytischen“ – Sigmund Freuds Ausführungen zum Ubw-System (Unbewusst) – sowie „spieltheoretischen“ – mit der genaueren Untersuchung des Begriffs Joker – Ebene.

Curriculum Vitae

David Jan Krych

Ausbildung

03/2013 – dato

Doktoratsstudium der Philosophie, Dissertationsgebiet: Theater-, Film- und Medienwissenschaft (Universität Wien); Dissertationstitel (Arbeitstitel): „Die Wiener Hetzamphitheater. Theatralität und Animalität im 18. Jahrhundert“.

10/2006 – 01/2014

Diplomstudium der Theater-, Film- und Medienwissenschaft (Universität Wien); Diplomarbeitstitel: „Hanswurst. Provenienzen und Perspektiven“.

03/2007 – 12/2011

Diplomstudium der Philosophie (Universität Wien); Diplomarbeitstitel: „Theorien und Formen von Schaulust“.

Publikationen (Auswahl)

[Herausgeber] Irreal, SYN. Magazin für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Band 1, hrsg. gem. mit Fabian Bazant und Johannes Löcker, Wien: Lit 2010.

[Autor] “Do homma a Hetz ghobt!’ k.-k. privilegierte Tierkämpfe in Wien”, in: Programmheft, *Auf der Landstraße, da gibt’s a Hetz. Von Großkopfada & Sacklpicka. Ein Streifzug durch die Wiener Kriminalgeschichte mit Schauspiel, Puppenspiel & musikalischem Treibstoff*, eine Produktion von www.theaterfink.at, Uraufführung 29.08.2013 (Regie: Susita Fink, Claudia Hisberger), Wien: theaterfink.at 2013, S. 8-9.

[Autor] “Auch uns ist ein gut dressirter Affe lieber als ein schlecht dressirter Komödiant’ – Affentheater und Hundekomödien in Wien im 19. Jahrhundert“, in: Peter, Birgit/Kaldy-Karo, Robert (Hg.), *Artistenleben auf vergessenen Wegen. Eine Spurensuche in Wien*, Wien: Lit 2013, S. 145-168.

[Autor] “curiosus/abnormis/insolens. Groteske Masken verkehren ‚die’ Welt“, in: Lehner, Markus/Ochs, Thomas/Rybaczek, Clara (Hg.), *kurios. Von Sinnen*, SYN. Magazin für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Band 3, Wien: Lit-Verlag 2011, S. 101-115.